1,70 DM / Band 61
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI

Neuer Roman

Tony Ballard

Die Horror-Serie von A.F. Morland



Der Blutgraf



Der Blutgraf

Tony Ballard Nr. 61

von A.F.Morland

erschienen am 18.01.1985

Der Blutgraf

Der Vampir ließ seine Zunge über die blutleeren Lippen huschen. Das Weiß seiner Augäpfel war von einem roten Adernnetz durchzogen, wodurch die Augen des Schattenwesens zu glühen schienen.

Er stand hinter der Tür; ein großer, schlanker, grauhaariger Mann. Höllische Kraft durchpulste ihn, und er konnte die Gier nach Menschenblut kaum noch unterdrücken.

Er trug einen nachtschwarzen Anzug über einer blutroten Weste, und sein langer schwarzer Umhang war rot gefüttert. Wie eine riesige Fledermaus mit angelegten Flügeln sah er aus.

Ein leichtes Zucken lief über seine fahlen Wangen, während sein Blick starr auf den schlanken Hals des rothaarigen Mädchens gerichtet war, das nicht wußte, daß er es beobachtete. Der Hals, dieser biegsame, schöne, geschmeidige Hals mit den pochenden Adern, in dem herrliches warmes Menschenblut pulste…

Traurig hatte Vicky Bonney ein regengraues London verlassen. Als die Maschine auf dem römischen Flughafen Fiumicino landete, schien die Sonne so hell vom strahlendblauen, wolkenlosen Himmel, als wollte sie Werbung für Bella Italia machen.

Die hübsche blonde Schriftstellerin war nicht etwa traurig, weil es in London geregnet hatte, sondern weil sie einen sehr guten Freund verloren hatte.

Lance Selby, der Parapsychologe, Freund und Nachbar, war vor zwölf Stunden in einer Londoner Klinik gestorben. Mit nur achtunddreißig Jahren hatte er ausgesehen wie ein Greis.

Mr. Silver und Cruv hatten ihr die schlimme Nachricht überbracht, und sie hatte lange um Lance geweint.

Heute weinte sie nicht mehr, doch sie brauchte nur an Lance zu denken, dann krampfte sich sofort ihr Herz zusammen. Sie konnte es nicht verhindern. Es würde wohl lange dauern, bis sie den Verlust überwunden hatte.

Sie redete sich ein, daß es für Lance Selby die beste Lösung gewesen war, denn gesund hätte er mit Mortimer Kulis künstlichem Blut in den Adern nicht mehr werden können, und er hatte sein Ende nicht mitbekommen.

Das Leben geht weiter! Damit versuchte sich Vicky Bonney aufzurichten, und die Sonne über der Ewigen Stadt schien ihr dabei helfen zu wollen.

Mit all den Passagieren, die den Flug von London nach Rom mitgemacht hatten, wurde sie in das große Flughafengebäude geschwemmt, und sie reckte den Hals, um nach Massimo Giordo, ihrem italienischen Verleger, Ausschau zu halten.

Vicky trug ein adrettes Reisekostüm, in der Taille sehr eng, ihre wohlgerundeten Kurven dezent und doch unübersehbar betonend.

In der Rechten schwenkte sie ein Mittelding zwischen Handtasche und Handkoffer, und ihren Koffer, der soeben den Gepäckspool erreichte, stellte sie auf einen kleinen Transportwagen.

Massimo Giordo hatte die Rechte für all ihre Bücher gekauft und wollte die Schriftstellerin, die in Italien sehr gern gelesen wurde, im Verlaufe einer kleinen Promotion-Tour vorstellen.

Das blonde Mädchen hatte nichts zu verzollen, der Zollbeamte wollte aber dennoch einen Blick in ihren Koffer werfen. Sie hatte nichts dagegen, war dem Mann, der nur seine Pflicht tat, nicht böse, öffnete das Gepäckstück bereitwillig, bekam ihren Reisepaß wieder, der Beamte salutierte etwas schlampig, und sie durfte weitergehen.

»Da ist sie!« rief eine helle Mädchenstimme. »Papa, da ist Miß Bonney!«

Und dann tauchte ein quirliges schwarzhaariges Mädchen auf, das Vicky Bonney einen Moment an Roxane, die Hexe aus dem Jenseits,

erinnerte.

Roxane, die zur Hälfte die gefährliche Zauberin Arma in sich hatte…

Mit schönen grünen Augen strahlte das schwarzhaarige Mädchen die Schriftstellerin an. »Herzlich willkommen, Miß Bonney. Ich bin Angela Giordo, meines Vaters mißratene Tochter. Ich sage es lieber gleich selbst, bevor Sie es von ihm zu hören kriegen.«

Vicky reichte dem jungen Mädchen - sie konnte nicht älter als neunzehn sein - die Hand. »Freut mich, Sie kennenzulernen.«

»Oh, die Freude ist ganz auf meiner Seite. Vater wollte mich nicht mitnehmen, aber ich ließ mich nicht abwimmeln.« Sie lachte mit blitzweißen, regelmäßigen Zähnen, streckte den Arm hoch und rief: »Wir sind hier, Papa!«

Massimo Giordo mußte gegen den Strom der Reisenden schwimmen. Er war ein freundlicher grauhaariger Mann, eigentlich ein bißchen zu alt für eine so junge Tochter. Sehr elegant gekleidet, mit einer weißen Nelke im Knopfloch.

»Miß Bonney, herzlich willkommen in Rom«, sagte er.

»Das hat sie bereits von mir zu hören bekommen«, sagte Angela amüsiert. »Ich wußte, daß ich sie vor dir entdecken würde, obwohl ich sie nur von Fotos her kenne.« Sie wandte sich an die Schriftstellerin. »Wie oft waren Sie schon in Rom, Miß Bonney?«

»Einige Male.«

»Papa hat mich immer vor Ihnen versteckt. Ist es nicht so?«

»Unsinn«, wehrte Massimo Giordo ab.

»Du hast Miß Bonney nie zu uns nach Hause gebracht, obwohl du weißt, wie gern ich ihre Bücher lese. Diesmal müssen Sie zu uns kommen, Miß Bonney. Bitte. Ja?«

Die Schriftstellerin lächelte. »Nun, ich weiß nicht, was für ein Programm Ihr Vater für mich zusammengestellt hat, aber ich denke, daß uns ein bißchen Zeit bleiben wird, uns näher kennenzulernen.«

»Darauf freue ich mich«, sagte Angela begeistert.

Ihr Vater seufzte. »Nehmen Sie sich vor meiner Tochter in acht, Miß Bonney. Wenn Angela jemanden mag, versucht sie ihn mit Haut und Haaren zu verschlingen. Sie ist ein kleines Ungeheuer, meine liebe, wilde, rücksichtslose Tochter.«

»Keine Sorge, ich komme schon zurecht mit ihr«, sagte Vicky Bonney.

Der Verleger übernahm ihren Gepäckwagen und schob ihn auf einen der Ausgänge zu.

Angela Giordo hängte sich bei der Schriftstellerin ein und plapperte munter drauflos. Ihre Lebendigkeit war ansteckend. Es gelang ihr, Vickys Traurigkeit zu zerstreuen, sie aufzuheitern, und dafür war ihr das Mädchen aus England sehr dankbar.

Vicky Bonney hoffte auf ein paar schöne Tage in Rom.

Doch düstere Schatten zogen auf, ohne daß sie oder jemand anders

es bemerkte…

***

Wenn man Ricarda Volonte hätte ganz kurz beschreiben wollen, hätten drei Begriffe genügt: verrückt - rothaarig - leicht zu haben.

Natürlich war sie mit diesem brandroten Haar nicht von der Natur ausgestattet worden. Da hatte schon der Friseur tüchtig nachhelfen müssen. Starke Dauerwellen machten aus ihrem rostroten Haar einen großen Wuschelkopf, um den sie sich am Morgen kaum zu kümmern brauchte. Vier, fünf Bürstenstriche genügten, und schon war sie frisiert.

Ricarda war Tänzerin, hatte aber kein festes Engagement. Sie machte alles, was ihr Agent für sie angelte, ob das nun im Werbefernsehen eine Parodie auf den Sterbenden Schwan, war, oder Rock-Ballett auf der Musicalbühne. Sie war guter Durchschnitt, nicht mehr, aber da sie nichts dagegen hatte, sich ihre Rollen zu erschlafen, wurde sie laufend beschäftigt.

Sie trug ein milchweißes, weites Kleid, das einem Nachthemd glich. Die wohlgerundeten Schultern waren frei, die Ärmel reichten bis zu den Handgelenken.

Vor einer halben Stunde war sie hier eingetroffen, in diesem finsteren, unheimlichen Schloß außerhalb Roms. Es war ein Gebäude, das einen schon beim bloßen Betrachten ängstigte, und die Angst verdoppelte sich, sobald man seinen Fuß hereinsetzte.

Die Mauern schienen eine unnatürliche Kälte abzustrahlen. Aus den schattigen Winkeln und Ecken wehte einen das Grauen an.

Ricarda bereute schon ein wenig, die Einladung des Grafen angenommen zu haben. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß er sich in diesem Schloß wohl fühlte.

War ihm hier nicht auch unheimlich zumute? Vor allem nachts?

Vor zehn Minuten hatte sich Conte Cassandrini entschuldigt. Er hatte gesagt, er wolle sich umziehen. Seitdem wartete Ricarda mit wachsender Unruhe auf seine Rückkehr.

Sie schritt nervös durch die große Halle. Die wertvolle antike Standuhr tickte monoton.

Ricarda Volonte versuchte sich bewußt zu machen, daß sie sich im Haus des geheimnisumwittertsten Mannes von Rom befand.

Er hatte großartige Manieren, und die holde Weiblichkeit betete ihn an. Doch er gab sich manchmal unnahbar, traf seine Wahl sehr gewissenhaft, und heute nacht hatte er sich für Ricarda entschieden.

Es war eine Ehre für sie, eine Auszeichnung. Sie wußte, daß sie in diesem Augenblick von vielen Mädchen beneidet wurde.

Der Graf hatte sich für sie entschieden und sie mit in sein Schloß genommen. Vielleicht hätte sie ihm vorschlagen sollen, in irgendein

Hotel…

Sie lächelte bei diesem Gedanken. Was für ein Ansinnen. Ein so blaublütiger Adeliger wie Conte Marco Cassandrini ging mit seiner Eroberung doch nicht in ein Hotel.

Er besaß immerhin ein großes altes Schloß. Es befand sich seit undenklichen Zeiten im Besitz der Cassandrinis. Unheimliche Geschichten umrankten es wie der alte Efeu.

Da war von bösen Mächten, grausamen Taten, von nächtlichen Blutfesten die Rede. Schwarze Magie… Vampirismus… Geisterzauber…

Wenn man den Grafen darauf ansprach, hatte er dafür nur ein mitleidiges Lächeln übrig. Manchmal sagte er, daß er trotz dieser schaurigen Gerüchte immer noch am Leben wäre, also sei er ein lebender Beweis dafür, daß nichts von all dem wahr war.

Aber die Gerüchte hielten sich hartnäckig, und manchen Leuten war auch der Graf nicht geheuer. Niemand hatte ihn je am Tag gesehen. Er ging immer nur nachts aus.

Was er machte, wenn die Sonne schien, wußte niemand.

Böse Zungen behaupteten, dann würde er in einem Sarg tief unten im Verlies liegen und schlafen, aber das war bestimmt nur ein weiteres dummes Gerücht.

Ricarda hörte eine Tür leise knarren. Sie drehte sich erschrocken um. Niemand war zu sehen. Eiswasser schien auf ihre Wirbelsäule zu tropfen.

»Conte Cassandrini?«

Ein gespenstischer Hall umgab ihre Stimme.

Zehn Minuten waren zum Umziehen genug. Was tat der Conte? Warum ließ er sie so lange allein?

»Conte Cassandrini?«

Das rothaarige Mädchen bekam keine Antwort. Ob sie den Grafen suchen sollte? Vielleicht erwartete er das von ihr. Vielleicht hatte er sich in sein Schlafgemach zurückgezogen und wartete im Bett auf sie.

Ein Spiel? Er hätte sie mit den Regeln vertraut machen sollen. Sie wußte ja nicht, wie sie sich verhalten sollte. Auf dem großen Tisch aus Eichenholz stand eine Obstschale mit herrlichen, verlockenden Früchten.

Wie gemalt sahen sie aus.

Ricarda Volonte pflückte sich eine dunkelblaue, große Weintraube, schob sie sich in den Mund und zerquetschte sie mit einem sanften Druck ihrer Zähne.

Der süße Saft spritzte aus der Traube und füllte den Mund des Mädchens. Als sie sich noch eine Traube nehmen wollte, hörte sie wieder dieses geisterhafte Knarren.

Und dann vernahm das rothaarige Mädchen Schritte.

Der Graf kam!

Ricarda schauderte leicht. Sie blickte den langsam gesetzten Schritten entgegen, und Augenblicke später sah sie den Mann, der sie hierhergebracht hatte.

Fast hätte sie ihn nicht wiedererkannt. Ein wenig blaß kam er ihr vor, aber vielleicht war der schwarze Anzug daran schuld. Einen pechschwarzen Umhang trug er auch noch. Die Kleidung paßte ins vorige Jahrhundert, aber nicht in die heutige Zeit.

Ricarda lächelte ihn unsicher an. »Da sind Sie ja.«

»Tut mir leid, daß Sie so lange warten mußten«, sagte Conte Cassandrini sanft.

Ihr fiel auf, daß sich seine Augen verändert hatten. Sie sahen aus, als wären sie entzündet oder… als würden sie glühen.

»Wie gefällt Ihnen mein Schloß?« fragte der Graf.

»Es ist ein wenig…«

»Unheimlich?«

»Ja.«

»Nun, früher hat man anders gebaut. Man lebte in ständiger Angst vor räuberischen Feinden und versuchte sich vor Überfällen zu schützen, indem man sich mit dicken Mauern umgab. Außerdem sollte das Bauwerk trotzig, feindselig und uneinnehmbar wirken. Jene, die es darauf abgesehen hatten, sollten von seinem Anblick abgeschreckt werden, und die, die es doch wagten, anzugreifen, wurden grausam niedergemetzelt, damit sich keine Nachahmer fanden. Die Abschreckung wurde damals sehr groß geschrieben. Heute belächelt man diese Einstellung. Es gibt Bomben, Raketen, Panzer, Flugzeuge. Heute gehört zum Kämpfen kein Mut mehr. Man sieht dem Feind nicht mehr ins Auge, wenn man ihn tötet, sondern drückt einfach auf einen Knopf. Manche sind sich dessen, was sie damit auslösen, nicht einmal bewußt. Es ist ein Krieg der Feiglinge…«

Conte Cassandrini sprach immer leidenschaftlicher.

»Früher brauchte man ein gewisses Maß an Grausamkeit, um zu überleben. Man stand einem Menschen gegenüber, hatte ihn in einem wilden Kampf entwaffnet und wußte, daß man ihn nun töten mußte. Er flehte um sein Leben, doch man durfte es ihm nicht lassen, denn sonst würde er eines Tages wiederkommen, und dann geriet man vielleicht in seine Lage. Man setzte ihm das Schwert an die Brust und durchbohrte erbarmungslos sein Herz!«

Ricarda schluckte trocken. »Großer Gott, Sie schildern das so, als wären Sie damals dabei gewesen.«

Marco Cassandrini lächelte sonderbar. »Vielleicht war ich das. Wie alt schätzen Sie mich?«

Sie musterte sein Gesicht mit der ungesunden Blässe. »Knapp fünfzig?«

»Könnten Sie sich vorstellen, daß ich sehr viel älter wäre? Zweihundert - dreihundert - vierhundert Jahre?«

»Hören Sie auf«, sagte Ricarda Volonte schaudernd. »Damit machen Sie mir Angst.«

Er kam näher. Das rothaarige Mädchen fühlte sich auf eine eigenartige Weise von ihm angezogen. War es seine starke Persönlichkeit, die sie in seinen Bann zog?

»Sie brauchen keine Angst zu haben«, sagte Conte Cassandrini. »Sie sind bei mir, und Sie stehen unter meinem persönlichen Schutz. Niemand außer mir darf Ihnen etwas antun.«

Sie schaute ihn verwirrt an. »Wie meinen Sie das?«

Er überging ihre Frage. »Möchten Sie etwas trinken, Ricarda?«

Auf jeden Fall wollte sie das, um die Furcht loszuwerden. Sie war verkrampft. Der Alkohol würde die Verkrampfung lösen.

Marco Cassandrini ging an ihr vorbei. Er füllte zwei funkelnde Bleikristallgläser mit Rotwein.

»Vino rosso«, sagte er und reichte ihr eines der beiden Gläser. »Sehen Sie ihn sich an.« Er hielt das Glas gegen das Licht. Einen Moment war sein schmales Gesicht dunkelrot beleuchtet. »Ich liebe diese Farbe. Es ist die Farbe des Blutes. Ich liebe Blut.«

Es rieselte dem Mädchen eiskalt über den Rücken. War Conte Cassandrini nicht normal? Er ging nur nachts aus. Er lebte in diesem unheimlichen Geisterschloß. Er behauptete, er wäre älter als er aussah. Älter, als ein Mensch je werden kann. Er liebte Blut wie ein… Vampir!

»Bitte, Conte…«

»Sie dürfen mich Marco nennen.«

»Es ist schon spät…«

»Die Nacht ist noch jung. Sie soll uns gehören. Trinken Sie den Wein. Und vergessen Sie alles. Ihre Arbeit, Ihre Freunde, Ihr Leben… Vergessen Sie sich in mir, Ricarda.«

Sie war schon mit vielen Männern zusammen gewesen, und mit den meisten hatte sie sehr viel Spaß gehabt, denn sie verstand nicht nur zu geben, sondern auch zu nehmen.

Doch jetzt zweifelte sie daran, daß sie hier ein schönes Erlebnis haben würde. Ihr Aufenthalt in diesem Spukschloß glich einem Alptraum, aus dem sie gern erwacht wäre.

Aber es war niemand da, der sie weckte.

Conte Cassandrini starrte unentwegt auf ihren Hals. Das wurde ihr allmählich unangenehm. Andere Männer blickten ihr in die Augen oder auf den Mund. So intensiv hatte sich noch niemand für ihren Hals interessiert.

Sie trug keinen Schmuck.

Was also war es, das Marco Cassandrini so sehr faszinierte?

Nervös setzte Ricarda das Glas an die Lippen. Als sie trank, glaubte sie, einen triumphierenden Ausdruck in seinen Augen zu entdecken. Befand sich irgend etwas im Wein?

Ein Schlafmittel? Gift?

Der Wein schmeckte hervorragend. Wie Öl rann er durch die Kehle. Er war süß und dick wie… Blut.

Um Himmels willen! dachte Ricarda entsetzt. Ist es Blut?

»Ein edler Tropfen«, sagte Conte Cassandrini. »Fruchtig, voll im Geschmack. Ich möchte sagen, er hat Körper. Er schmeckt nicht so leer und schal wie die billigen Weine, die die meisten Menschen trinken. Er ist stark. Sie werden seine Wirkung bald spüren.«

In der Tat spürte Ricarda bald etwas. Wärme breitete sich in ihrem Körper aus. Sie wurde locker und gelöst.

Sie dachte an die Injektion, die man vor einer Operation bekommt. Danach wird man ruhig, es wird einem alles egal.

»Was ist in dem Wein?« fragte Ricarda mit schwerer Zunge.

»Nichts. Nur die betörende, berauschende Kraft der Natur.«

Die Wärme war dem Mädchen längst in den Kopf gestiegen. Fieber schien auf ihrer Stirn zu brennen.

»Ich habe noch nie so einen Wein getrunken«, sagte sie.

»Er ist sehr, sehr alt - so wie ich.«

»Ich möchte nach Hause, Marco…«

»Nicht doch, Ricarda. Ich möchte, daß wir uns näher kennenlernen. Als ich Sie heute sah, war ich von Ihrer Schönheit angetan. Ich sagte mir, mit diesem wunderbaren Mädchen mußt du die Nacht verbringen. Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie meine Einladung angenommen haben. Damit haben Sie mich sehr glücklich gemacht. Ich möchte Ihnen meine Dankbarkeit erweisen.«

Obwohl sie wußte, daß es gefährlich war, trank sie den ganzen Wein. Es hatte den Anschein, als wollte sie sich betäuben. Wieso kam ihr der bleiche Graf in seinem Schloß so unheimlich vor?

Warum hatte ihr Instinkt sie vor Marco Cassandrini nicht schon früher gewarnt. Jetzt kam diese Warnung zu spät. Sie war die Gefangene des Grafen. Ohne sein Einverständnis würde sie dieses Schloß nicht verlassen können.

»Leben Sie allein hier?« fragte das rothaarige Mädchen, um irgend etwas zu sagen.

»Sie meinen, so ein großes Schloß ist zu groß für einen Mann allein? Nun, ich will Ihnen ein Geheimnis anvertrauen: Ich lebe mit guten Freunden hier.«

Ricarda schaute den Grafen überrascht an. Was sollte das nun wieder heißen? Nahm er sie pausenlos auf den Arm? Machte er sich über sie lustig? In seinem Gesicht war kein verschmitztes Lächeln, um seine Augen lag kein Ausdruck verhaltener Heiterkeit.

Also meinte er ernst, was er sagte.
»Sind diese guten Freunde heute auch hier?« fragte Ricarda Volonte völlig durcheinander.
»Vielleicht«, sagte der Graf, und jetzt lächelte er sehr seltsam. Er griff nach ihrem leeren Glas, an dem sie sich festhielt. Als er es ihr aus der Hand nahm, war ihr, als würde er sie eines Schutzes berauben.
Er stellte das Glas auf den Tisch und seines daneben.
»Ich möchte dich küssen, Ricarda«, sagte er leise. Seine Stimme war belegt. Er mußte jetzt sehr aufgeregt sein.
Sie hatte noch nie etwas gegen Küssen gehabt - und auch nicht gegen mehr als das. Aber da war auch nie diese lähmende Furcht in ihren Gliedern gewesen.
Ricarda wich ängstlich zurück.
»Was hast du?« fragte Corite Cassandrini. »Ich beiße nicht.«
Vielleicht doch! dachte das Mädchen, und ihr Herz fing an, wild zu hämmern.
»Ich will dich«, stieß Marco Cassandrini heiser hervor. »Ich brauche dich, deine Kraft, dein Leben. Du darfst dich mir nicht verweigern. Als du meine Einladung annahmst, waren wir uns einig. Du wußtest, was diese Nacht uns beiden bringen würde, und bist in meinen Wagen gestiegen. Alles, was ich möchte, willst du auch, Ricarda. Laß uns gemeinsam sterben in einer Liebe, wie du sie noch nie erlebt hast, und laß uns danach auferstehen, für immer vereint. Der Tod wird seinen Schrecken verlieren. Du brauchst ihn nicht mehr zu fürchten, denn ich werde dir ewiges Leben schenken.«
Während er sprach, beugte er sich über sie, und sie spürte seine fahle, kühle Wange an der ihren.
Er hatte gesagt, er wolle sie küssen, und das tat er auch, aber nicht auf den Mund. Er küßte ihre Wange, und sein Kopf senkte sich.
Sie spürte, wie seine Lippen ihren Hals berührten. Sehr sanft, weich wie ein Schwamm. Ein eigenartiger Schauer durchlief Ricarda.
Da war plötzlich etwas Hartes an ihrem Hals. Etwas Hartes, Spitzes! Es kratzte über ihre Haut…
Gleichzeitig knarrte diese Tür wieder irgendwo im Schloß, und das Mädchen riß sich erschrocken los.
»Fürchte dich nicht«, redete Conte Cassandrini auf sie ein. »Die Liebe, die ich dir zu geben vermag, tut nicht weh. Du wirst sie genießen, Ricarda.«
»Wer hat die Tür bewegt?« fragte das rothaarige Mädchen nervös. »Der Wind?«
»Schon möglich. Kümmere dich nicht darum. Vielleicht waren es auch meine Freunde. Wenn du möchtest, mache ich dich später mit ihnen bekannt.«
Eine rauhe Gänsehaut umspannte Ricardas schlanken Körper. »Mir ist

es hier nicht geheuer, Marco. Ich kann nicht bleiben. Ich halte diesen ständigen Alpdruck nicht aus.«

»Er wird weichen - nach dem ersten Kuß«, versprach Conte Cassandrini.

Er breitete die Arme aus.

Er sieht aus wie eine riesige Fledermaus! durchzuckte es das bebende Mädchen.

»Komm!« sagte Cassandrini ernst. »Komm in meine Arme!«

Aber davon wollte Ricarda Volonte nichts mehr wissen. Sie bangte um ihr junges Leben. Wenn der Graf in diesem Schloß wirklich mit Freunden wohnte, würden die ihr Gott weiß was antun.

Vielleicht gehörten sie einem Satanszirkel an und brachten dem Teufel Menschenopfer. Diese schrecklichen Gedanken peitschten die Angst des Mädchens immer mehr hoch.

Daß der Graf sie nach Hause fuhr, konnte sie sich aus dem Kopf schlagen. Wenn sie jetzt darauf bestand, zu gehen, würde sie ihn sehr enttäuschen, seine männliche Eitelkeit kränken.

Vielleicht ließ er es zu, daß sie sein Schloß verließ, aber dann würde sie durch die finstere Nacht und durch den dunklen Wald laufen müssen, der das Schloß umgab.

Egal. Einmal würde der Wald zu Ende sein, und sie würde eine Straße erreichen, auf der Autos fuhren. Sie würde eines anhalten und den Fahrer bitten, sie mit in die Stadt zu nehmen.

»Ich gehe!« sagte das Mädchen entschieden.

»Ricarda!« sagte Conte Cassandrini verärgert.

»Tut mir leid, Marco. Ich halte es in deinem Schloß nicht länger aus.«

»Du hast mir Hoffnungen gemacht.«

»Ich weiß, und ich bedaure es. Wir treffen uns morgen wieder, ja? Und dann gehen wir irgendwohin… Nur nicht wieder in dieses Schloß…«

Er nickte bedächtig. »Na schön«, sagte er völlig ruhig.

Das Mädchen musterte ihn verwundert. War es mit seiner rasenden Leidenschaft schon wieder vorbei?

»Aber bevor du gehst, mußt du noch meine Freunde kennenlernen.«

Ricarda wehrte ab. »Sie interessieren mich nicht, Marco. Sie sollen bleiben, wo sie sind.«

»Aber sie brennen darauf, deine Bekanntschaft zu machen. Willst du sie auch vor den Kopf stoßen?«

Conte Cassandrini durchmaß die Halle mit großen Schritten. Wieder vernahm Ricarda dieses Knarren, das ihr durch Mark und Bein ging, und dann hörte sie Marco Cassandrini rufen: »Hier sind sie… meine Freunde!«

Und plötzlich war da ein graues Flattern. Dünnes, geschmeidiges Leder schlug die Luft. Der Graf war eingehüllt in dieses unruhige

Zucken, und als er die Arme hochriß, sah es aus, als würde er selbst Flügel ausbreiten.

Er scheuchte das Getier, das ihn in der Luft umtanzte, auf Ricarda Volonte zu, und das Mädchen traute seinen Augen nicht.

Conte Cassandrinis »Freunde« waren Fledermäuse.

Vampire wie er…

***

Wir flogen von Los Angeles nach Washington. Ein harter, erbitterter Kampf gegen den Genie-Wissenschaftler Professor Kuli lag hinter uns.

Atax und Mago hatten in das Geschehen eingegriffen, und es hatte danach ausgesehen, als ob das mein letzter Fall wäre.

Nun saßen Noel Bannister, der sympathische CIA-Agent mit dem Pferdegebiß und dem gefärbten grauen Haar, und ich im Metroliner, tranken Kaffee und waren froh, daß der Kampf vorbei war.

Noel hatte mich überredet, ihn nach Langley ins CIA-Hauptquartier zu begleiten, wo er mich mit seinem unmittelbaren Vorgesetzten, General Mayne, bekannt machen wollte.

»Mayne wird dir gefallen«, sagte Noel Bannister.

»Das ist nicht nötig«, erwiderte ich schmunzelnd. »Ich habe nicht die Absicht, ihm einen Heiratsantrag zu machen.«

»Er hat zwar ab und zu seine Mucken, aber wenn man ihn zu nehmen weiß, kommt man prima mit ihm aus.«

»Ich bin sicher, du weißt ihn zu nehmen.«

Noel bleckte seine großen Zähne.

»Ich weiß jeden zu nehmen. Das ist mein Erfolgsrezept. Aber behalt's für dich.«

Es war ein sehr kurzweiliger Flug. Man konnte sich mit Noel großartig unterhalten.

In Langley lernte ich einen nüchternen Militaristen kennen, der einen Ladestock verschluckt zu haben schien.

Noel Bannister hatte sich eigens nach London begeben, damit ich ihn im Kampf gegen Professor Kuli unterstützte. Kein CIA-Agent war ihm als Partner recht gewesen. Das wußte General Mayne, deshalb nahm er an, ich wäre etwas ganz Besonderes, und so behandelte er mich auch.

Bannisters Bericht schien vor Unglaubwürdigkeiten zu strotzen, und mir fiel auf, daß General Mayne seinem besten Mann kaum glauben konnte, was er erzählte.

Da war von der Hölle, dem Teufel, der schwarzen Macht und schwarzer Magie die Rede. Begriffe, die dem General zwar nicht fremd waren, in seiner realen, nüchternen Welt aber keinen Platz hatten und keine Rolle spielen durften.

Aber Noel Bannister hatte die Kraft der Hölle am eigenen Leib zu

spüren bekommen, deshalb dachte er anders über diese Dinge als der General.

»Mortimer Kuli hat sich einen schwarzen Verbündeten zugelegt, Sir. Wollen Sie im Klartext hören, was das heißt? Wir werden machtlos sein gegen diesen Superverbrecher. Man bringt uns Agenten der Agency bei, wie man gegen feindliche Agenten, Attentäter, Terroristen oder auch gewöhnliche Gangster kämpft, aber einen Kampf gegen die Hölle würden wir verlieren, weil niemand von uns eine Ahnung hat, wie er sich in einer solchen Ausnahmesituation verhalten soll. Vielleicht wollen Sie mir dagegenhalten, daß es im langen Bestehen des CIA so einen Kampf noch nie gegeben hat. Aber eine solche Auseinandersetzung kommt auf uns zu, und wenn wir dann nicht richtig gewappnet und geschult sind, gehen wir mit fliegenden Fahnen unter. Vielleicht denken Sie, ich übertreibe. Ich aber sage Ihnen, wir sollten schnellstens darangehen, eine Spezialabteilung zu gründen, die dann in solchen außergewöhnlichen Fällen eingesetzt werden kann. Tony Ballard kämpft seit Jahren gegen die Hölle. Er hat viele Siege errungen, weiß die schwarze Macht immer wieder schmerzlich zu treffen. Wir können von ihm sehr viel lernen, Sir. Wenn er die Ausbildung einiger unserer mutigsten Agenten übernimmt, werden wir bald auch an dieser Front bestehen können. Tony Ballards Wissen ist für uns immens wichtig. Lassen Sie uns rechtzeitig an die Arbeit gehen, General, denn die Hölle schläft nicht.«

Mayne massierte sein Kinn. »Eine Spezialabteilung… Sie wissen, daß ich nicht der oberste Chef des CIA bin.«

»Ich würde sagen, Sie nehmen es auf Ihre Kappe, und reden mit niemandem darüber.«

»Wie stellen Sie sich das vor? Ich kann ohne Genehmigung von oben doch keine Spezialeinheit aufbauen.«

»Sie können, wenn Sie wollen«, sagte Noel Bannister. »Die Männer dafür suche ich aus, wenn's recht ist. Sie werden sich eher die Zunge abbeißen, als daß auch nur ein Sterbenswörtchen davon über ihre Lippen kommt. Lassen Sie uns erst mal Erfolg haben, dann wird es keiner wagen, Ihnen wegen der Heimlichtuerei einen Vorwurf zu machen.«

»Das hört sich an, als wollten Sie sich zum Leiter dieser Abteilung machen.«

»Ihr Einverständnis vorausgesetzt - ja«, sagte mein draufgängerischer Freund. Er wußte, wie man den General überfahren konnte.

»Haben Sie es bisher nicht vorgezogen, allein zu arbeiten?«

»Das werde ich auch weiterhin tun, so lange ich es verantworten kann.«

»An wie viele Männer haben Sie gedacht?«

Noel Bannister grinste breit. Er hatte den General da, wo er ihn

haben wollte. »Nur zwei, drei. Und aus Tony Ballard machen wir so etwas wie einen fliegenden Sonderagenten, den wir dann um Hilfe bitten, wenn's besonders brenzlig zu werden droht.«

General Mayne sah mich an. »Wären Sie damit einverstanden, Mr. Ballard?«

»Ich helfe immer, wenn ich kann, Sir.«

»Sie wären also bereit, unsere Männer auf dem Gebiet zu unterweisen, auf dem Sie Spezialist sind, wie mir scheint. Sonst würde Noel Bannister Sie nicht unbedingt dafür haben wollen.«

»Ich werde mein Wissen gern Ihren Leuten zur Verfügung stellen, General«, versicherte ich.

»Bliebe noch die Honorarfrage zu klären«, schaltete sich Noel Bannister ein. »Mein Freund ist Privatdetektiv.«

»Der CIA wird ihn engagieren«, entschied General Mayne.

»Wenn du erlaubst, werde ich die Finanzverhandlungen führen«, sagte Noel Bannister grinsend zu mir. »Ich weiß, wie ich aus dem General das meiste für dich herausholen kann.«

»Sie wollen den CIA wohl in den Bankrott treiben, Bannister.«

»Es soll Tony Ballards Schaden nicht sein, wenn er für die Agency arbeitet, Sir. Oder soll er denken, wir wären finanziell so schwach auf der Brust, daß er uns was schenken muß?«

Wir kamen überein, daß Noel erst mal die geeigneten Männer auswählen und sich später wieder mit mir in Verbindung setzen solle.

Mit einem kräftigen Händedruck wurde das Ergebnis dieser Geheimbesprechung besiegelt. General Mayne wünschte mir einen guten Heimflug, und Noel Bannister begleitete mich zum Flugplatz.

»Nun, wie gefällt dir der General?« fragte Noel. Es war noch eine Stunde Zeit bis zum Start meiner Maschine.

»Er ist ein Mann, der weiß, was er will.«

Noel grinste spitzbübisch. »Und was er nicht will, das rede ich ihm ein.«

»Er hat es bestimmt nicht leicht mit dir.«

»Ich mit ihm auch nicht. Was sagst du zu deiner Rolle als Gastdozent?«

»Ich kam dazu wie die Jungfrau zum Kind.«

»Du wirst dieses Kind bald in dein Herz schließen«, sagte der Amerikaner zuversichtlich, und ich freute mich auf meine Aufgabe, denn es konnte nicht genug Männer auf der Welt geben, die bereit und imstande waren, das Böse in die Schranken zu weisen.

***

Die Fledermäuse sausten heran. Ricarda Volonte hatte den Eindruck, die häßlichen graubraunen Tiere würden noch im Flug wachsen. Der erste fliegende Blutsauger griff das rothaarige Mädchen an.

Er hatte einen faustgroßen Kopf und eine grauenerregende Fratze. Steif standen die spitzen Ohren ab. Falten und Runzeln lagen um die gierigen Augen. Dünne Lippen hoben sich und entblößten entsetzlich spitze Zähne.

Conte Cassandrini schickte seine flatternden »Freunde« gegen das Mädchen. Ricarda schrie in panischer Angst.

Das Mädchen schlug wie von Sinnen um sich. Sie kreischte, traf mit ihren kleinen Fäusten harte, mit Fell bewachsene Körper oder Lederflügel oder Vampirschnauzen, an denen sie sich die Haut aufriß.

Blut tropfte auf den Boden.

Einige Fledermäuse stürzten sich gierig darauf und leckten es schmatzend auf.

Ricarda sah nichts mehr.

Ihr war, als wäre sie in ein Dornengestrüpp gestoßen worden. Sie wurde gestochen, gekratzt und gebissen. Sie versuchte orientierungslos zu fliehen.

Drei, vier Schritte rannte sie, dann stieß sie gegen einen Stuhl, schrie auf, verlor das Gleichgewicht und stürzte. Sie hörte Conte Cassandrini triumphierend lachen.

Schaurig hallte sein Gelächter durch das unheimliche Schreckensschloß.

Ricarda Volonte, die mit dem Stuhl umgefallen war, wälzte sich schluchzend auf dem Teppich. Die Fledermäuse deckten sie völlig zu.

Es sah aus, als wären ihr unzählige Flügel gewachsen, die ständig zuckten, zitterten und flatterten.

Die Todesangst drohte das rothaarige Mädchen umzubringen.

Sie hatte kaum noch Kraft, sich zu wehren. Heiße Tränen quollen ihr aus den Augen. Immer schwächer wurde ihr Widerstand, obwohl sie wußte, daß sie sterben würde, wenn sie sich nicht mehr wehrte.

Aber sie konnte nicht mehr…

Ihre Lungen brannten, die Kehle war so trocken, daß jeder Schrei sie heftig schmerzte. Aber sie schrie dennoch. Sie konnte nicht anders. Was passierte, war einfach zu peinigend, zu entsetzlich…

»Genug!« erklang plötzlich die herrische Stimme des Grafen. »Es ist genug! Laßt ab von ihr! Jetzt gehört sie mir!«

Doch die Gier der Fledermäuse war größer als ihre Furcht vor Conte Gassandrini, ihrem Herrn.

Wütend eilte er herbei. »Ich sagte, es ist genug!« schrie er, packte zwei Fledermäuse und schleuderte sie gegen die Wand.

Ein weiterer flatternder Vampir erhielt von ihm einen kräftigen Tritt, überschlug sich mehrmals und kugelte noch einige Meter weit über den Boden.

»Sie gehört mir!« brüllte der Graf.

Die Tiere schwirrten ängstlich davon.

Ausgepumpt lag das rothaarige Mädchen vor Cassandrini. Die Glut seiner Augen verstärkte sich.

»Meine Freunde haben keine Manieren«, sagte Conte Cassandrini, als wollte er die wilde Gier der Fledermäuse entschuldigen. »Sie wissen deine Schönheit nicht zu würdigen.«

Er lächelte mit langen, dolchartigen Augenzähnen. Sie waren Ricarda vorhin nicht aufgefallen. Waren ihm die Vampirhauer jetzt erst gewachsen?

»Bitte…«, flehte sie. »Ich… ich will nach Hause…«

»Du kannst gehen, wohin du willst, schöne Ricarda«, sagte das Schattenwesen. »Laß dich nur noch zum Abschied küssen.«

»Nein!«

Der Vampir beugte sich über sie. Er breitete seinen großen Umhang aus, und dem Mädchen war, als würde es unter einem blutroten Himmel liegen.

»Einen Kuß«, sagte der Blutsauger mit rasselnder Stimme. »Nur einen Kuß, dann bist du frei.«

Sein fahles Gesicht senkte sich auf sie herab. Sie spürte die hypnotische Kraft, die von seinen Augen ausging, und sah die schrecklichen Zähne.

Es war wie beim erstenmal.

Wieder spürte sie seine kühle Wange an der ihren, und sein Mund glitt zu ihrem Hals hinunter. Sie wollte sich gegen den Vampirkuß wehren, aber sie war zu schwach, zu entkräftet, fast schon willenlos - und bald auch ohne Seele, denn die würde das Schattenwesen mit dem Blut aus ihrem Körper saugen.

Seine weichen Lippen wurden hart. Oder waren es seine Zähne, die sie jetzt spürte? Ricarda hörte ihn saugen.

Allmählich wurde das Saugen schmerzhaft, und vielleicht stach im selben Moment auch etwas in ihre Ader.

Als sie den Vampir schlucken hörte, wußte sie, daß es um sie geschehen war…

***

Vicky Bonney saß allein am Tresen der Hotelbar. Sie war kurz im Verlag in der Via Nomentana gewesen, war von Massimo Giordo durch die Büros geführt worden und hatte vielen Leuten die Hand geschüttelt. Eine Menge Namen hatte sie gehört, doch kaum einen behalten.

Alle waren sehr freundlich, sehr nett zu ihr gewesen. Massimo Giordo hatte sie wie ein wertvolles Schmuckstück präsentiert, und das war sie für seinen Verlag auch.

Seit er ihre Bücher herausbrachte, waren die Umsätze beachtlich nach oben geschnellt. Voller Stolz präsentierte Giordo der Autorin die

Plakate, die er drucken ließ.
Sie zeigten eine lächelnde Vicky Bonney, die jedermann gefallen mußte, und priesen gleichzeitig ihr neuestes Buch an, das Vicky in den nächsten Tagen signieren würde.
Angela Giordo hatte sie als erste um ein Autogramm gebeten. Glücklich strahlend las sie die Widmung, die Vicky Bonney dazugeschrieben hatte, und bedankte sich dafür überschwenglich.
Nun gab es für die attraktive Schriftstellerin eine kurze Verschnaufpause, die sie in der Bar ihres Hotels verbrachte. Die Beleuchtung war intim und unaufdringlich. Vicky hatte einen Sherry vor sich stehen, und es sah aus, als würde sie auf jemanden warten.
Das war tatsächlich der Fall.
Vor ihrer Abreise hatte sie Wien angerufen, denn dort lebte ein guter Freund, den sie, wenn er es einrichten konnte, gern wiedergesehen hätte.
Vladek Rodensky war sofort begeistert gewesen. Der Brillenfabrikant ließ alles liegen und stehen und reiste gleichfalls nach Rom.
Hinter Vicky Bonney bewegte sich die gläserne Schwingtür, und dann sah sie den Freund im Spiegel.
»Vladek!« rief sie erfreut aus und drehte sich auf dem Hocker um.
Er lächelte strahlend. »Du hast gerufen. Hier bin ich.«
Sie umarmte ihn innig und küßte ihn. »Schön, dich wiederzusehen.«
»Wollen wir uns an einen Tisch setzen?«
Vicky Bonney glitt vom Hocker.
»Du siehst großartig aus«, sagte Vladek Rodensky, und seine eisblauen Augen huschten an ihrer makellosen Figur angetan auf und ab.
Sie nahmen an einem der Tische Platz. Der Barkeeper brachte Vickys Drink nach, und Vladek bestellte einen Kognak.
»Es ist sehr schmeichelhaft, mit einer so reizenden, erfolgreichen Schriftstellerin befreundet zu sein«, sagte der gebürtige Pole mit dem österreichischen Reisepaß. Er rückte sich die moderne Brille zurecht. Natürlich war sie ein Produkt der eigenen Fabrik. Rodensky-Brillen wurden auf der ganzen Welt getragen.
»Ich bin immer noch dieselbe, die ich war, bevor ich mein erstes Buch veröffentlichte«, behauptete Vicky Bonney.
Vladek nickte. »Das kann ich bestätigen, und das gefällt mir auch so an dir. Es ist ein Beweis von wahrer Größe.«
»Hast du einen besonderen Grund, mir so sehr zu schmeicheln?«
Vladek Rodensky hob die Schultern. »Mir ist einfach danach, weil ich mich ehrlich freue, dich wiederzusehen. Ich bin glücklich, daß du an mich gedacht und mich angerufen hast.«
Er bekam seinen Kognak, hob den Schwenker und sagte: »Ich trinke auf unser erfreuliches Wiedersehen. Mögen wir ein paar schöne Tage

in Rom erleben.«
»Ja, darauf trinke ich auch.«
»Was tut sich in London? Wie geht es meinen Freunden? Warum ist Tony nicht mitgekommen? Ich hätte mich gefreut, auch ihn wiederzusehen.«
Vicky Bonneys veilchenblaue Augen senkten sich, ihr Blick wurde düster, ihre Miene traurig. Sie hatte Vladek am Telefon nichts von Lance Selbys Ableben erzählt. Nun kam sie aber nicht mehr umhin, es zu tun.
»Es ist etwas sehr Trauriges passiert, Vladek«, sagte das blonde Mädchen ernst. »Lance ist gestorben.«
Vladek atmete tief durch. »Das war zu erwarten.«
Obwohl er in Wien lebte, kannte er die ganze Tragik der Geschichte. Es gibt Telefone… Vicky Bonney und Tony Ballard hatten ihn hin und wieder informiert. Er wußte auch, daß Oda, die weiße Hexe, nicht mehr lebte.
»Du hättest ihn nicht wiedererkannt, als sie ihn ins Krankenhaus brachten«, erzählte Vicky. Es schnürte ihr den Hals zu; sie konnte kaum noch sprechen. Es war für sie schmerzlich, aber Vladek hatte ein Recht, es zu erfahren. »Lance war zum Greis geworden.«
Der Brillenfabrikant schüttelte den Kopf. »Ein achtunddreißigjähriger Greis. Daß so etwas möglich ist.«
»Das bewirkte Professor Kulis synthetisches Blut.«
»Ich weiß«, knirschte Vladek. »Kuli soll der Teufel holen.«
»Tony ist zur Zeit wieder hinter ihm her«, sagte Vicky Bonney. »Deshalb konnte er nicht mitkommen.«
»Hoffentlich erwischt er diesen wahnsinnigen Wissenschaftler diesmal«, sagte Vladek Rodensky und ballte die Hände zu Fäusten. »Ist Mr. Silver bei ihm?«
»Nein. Noel Bannister hat ihn nach Amerika geholt.«
»Der CIA-Agent«, sagte Vladek und nickte. »Ich wünschte, es gelingt ihnen, Kuli unschädlich zu machen. Der Mann ist eine Gefahr für die ganze Welt.«
»Ich bleibe voraussichtlich eine Woche in Rom«, wechselte Vicky das Thema.
Der Brillenfabrikant grinste. »Na so etwas, das trifft sich hervorragend. Ich habe die Absicht, ebenso lange zu bleiben.«
»Möchtest du meinen Verleger und dessen Tochter kennenlernen?«
»Hör mal, Vicky, ich möchte mich nirgendwo hineindrängen. Ich begnüge mich gern mit den Stunden, die du frei hast.«
»Ach komm, ich kann einen männlichen Begleiter sehr gut gebrauchen. Ich bin zwar ziemlich emanzipiert, aber mit einem guten Freund an der Seite fühle ich mich wesentlich sicherer.«
»Na, wenn das so ist, stehe ich dir selbstverständlich ab sofort rund

um die Uhr zur Verfügung.«

***

Lando Volonte machte sich Sorgen. Er war Kellner in einer kleinen Pizzeria in der Via Bellani, hatte heute aber keinen Kopf zum Arbeiten.

Irgend etwas mußte passiert sein. Ricarda wußte, daß er sich um sie sorgte. Sie war ein Luder, und die Männer mußten sich vor ihr in acht nehmen - nicht umgekehrt.

Aber sie liebte ihren Bruder, und wenn sie über Nacht wegblieb, rief sie ihn irgendwann kurz an, damit er wußte, wo sie war und wann sie nach Hause zu kommen gedachte.

Doch diesmal - kein Anruf. Und das beunruhigte Lando Volonte. Er sah seine Schwester schon als Unfallopfer in irgendeinem römischen Krankenhaus - oder gar als Opfer eines Sittenstrolchs.

Ricarda machte es den Männern nie schwer, ans Ziel zu kommen. Ja, sie ermunterte jene, die ihr gefielen, sogar. Lange Zeit hatte sich Lando darüber geärgert.

»Was ist meine Schwester? Eine rossige Stute?« hatte er sie angebrüllt. »Hast du denn überhaupt keine Ehre? Kein Schamgefühl?« Und er hatte sie geschlagen. Manchmal so kräftig, daß sie tagelang mit blauen Flecken umherlief.

Doch Ricardas triebhafte Leidenschaft war stärker gewesen als er. Er hatte sich damit abgefunden, daß seine Schwester zu der Sorte Mädchen gehörte, mit der er sich selbst gern vergnügte.

Er maß mit zweierlei Maß. Einerseits war er froh, daß es nicht nur brave, anständige Mädchen gab, denn mit wem hätte er dann seinen Spaß haben sollen? Andererseits aber war es ihm nicht recht, daß Ricarda auch so eine war.

Nun, er hatte resigniert und eingesehen, daß er von seiner Schwester vieles verlangen konnte, nur nicht Enthaltsamkeit. Ihre zahlreichen Amouren störten ihn nur noch selten. Der Mensch stumpft ab…

Aber bisher hatte sich Ricarda immer an die Spielregeln gehalten, und die lauteten, zu Hause anzurufen, damit er sich nicht um sie sorgte.

Die Angst um Ricarda nagte an seinen Nerven. Er tigerte in der Wohnung hin und her, rauchte eine Zigarette nach der anderen, überlegte, ob er die Polizei anrufen sollte oder sonst jemanden. Vielleicht eine Freundin von Ricarda.

Auf jeden Fall kam es für ihn nicht in Frage, zur Arbeit zu gehen.

Wenn er in der Pizzeria rechtzeitig anrief, konnte ihn Tonto, der heute seinen freien Tag hatte, vertreten.

Er blieb vor dem Telefon stehen, hüllte sich in blauen Zigarettenrauch ein und blickte durch das geschlossene Fenster auf

den Tiber, der sich dort unten durch die Stadt schlängelte.

Er wählte die Nummer der Pizzeria und bekam Giulietta, die Tochter des Chefs, an den Apparat. »Hör zu, Giulietta«, sagte er nervös. »Ich kann heute unmöglich zur Arbeit kommen.«

»Was hast du? Bist du krank?«

»Ja, sag das deinem Vater. Ich bin krank, liege im Bett und werde sehen, daß ich bis morgen wieder auf den Beinen bin.«

»Aber wirklich krank bist du nicht.«

»Nein«, gab Lando Volonte zu. Er wußte, daß er Giulietta trauen konnte. »Es ist wegen Ricarda. Ich muß mich um sie kümmern. Ich habe keine Ahnung, wo sie ist.«

»Ricarda ist kein kleines Mädchen mehr.«

»Aber ich bin ihr Bruder, und solange sie nicht verheiratet ist, fühle ich mich für sie verantwortlich.«

»Na schön, ich sage meinem Vater, daß du sterbenskrank bist.«

»Du bist ein Schatz.«

»Aber morgen sehen wir dich wieder.«

»Ganz bestimmt«, versprach Lando Volonte. »Tonto soll für mich einspringen. Wenn du ihn sofort anrufst, ist er in der Pizzeria, ehe das Abendgeschäft anläuft.«

»Du solltest deiner Schwester mal ordentlich den Kopf waschen«, riet ihm Giulietta.

Er seufzte. »Wenn das bloß helfen würde.«

Lando legte auf, zündete sich eine neue Zigarette an und telefonierte anschließend eine halbe Stunde in der Stadt herum. Die einen taten so, als hätten sie Ricarda schon eine Ewigkeit nicht mehr gesehen, die anderen sagten, sie würden Ricarda gern wiedersehen und baten ihren Bruder, es ihr zu bestellen. Nach einer halben Stunde wußte er, daß sie sich Conte Cassandrini angelacht hatte und zu diesem in den Wagen gestiegen war.

Das gefiel Lando gar nicht.

Man erzählte sich so merkwürdige Geschichten über diesen Mann. Wohin war der Graf mit Ricarda gefahren? Hatte er das Mädchen in sein Schloß gebracht? In dieses unheimliche Geisterschloß, über das die Leute ebensoviele schreckliche Geschichten zu erzählen wußten wie über dessen geheimnisvollen Besitzer.

»Vielleicht ist sie bei ihm«, murmelte Lando Volonte, aus dem Fenster blickend.

Aber selbst vom Schloß aus hätte sie wenigstens kurz anrufen können. Es gab Telefon im Schloß, das wußte Lando Volonte. Aber die Nummer hatte man ihm nicht sagen können. Es war eine Geheimnummer, und angeblich hob am Tag niemand ab. Erst nach Einbruch der Dunkelheit war der sonderbare Graf zu erreichen.

»Was hast du mit meiner Schwester gemacht?« fragte Lando grimmig.

»Wer bist du, Marco Cassandrini? Warum meidest du das Tageslicht? Und welche Geheimnisse verbergen sich in deinem Schloß?«

Er drückte die Zigarettenkippe in den vollen Aschenbecher und verließ die Wohnung. Mit dem kleinen, wendigen Fiat Panda schlängelte er sich durch die Stadt, deren Straßen wieder einmal an vielen Stellen verstopft waren. Aber für einen kleinen Panda war immer noch Platz. Er flitzte von einer Fahrspur auf die andere, bremste etliche Verkehrsteilnehmer aus, blinkte, hupte, fuhr eben so, wie man in Rom fahren muß, um weiterzukommen.

Bald wurde der Verkehrsstrom dünner.

Lando Volonte erreichte die Stadtgrenze, fuhr nun etwas schneller.

Es war die Straße, die nach Palestrina führte, auf der er sich befand, doch schon nach fünf Kilometern schwenkte er rechts ab, und die schmale Straße, die er nun entlangfuhr, schlängelte sich einen Bach entlang und auf einen düsteren Wald zu.

Die Sonne sank langsam tiefer, bis zur Dämmerung war aber noch Zeit.

Im Wald war es dann fast so dunkel, als wäre es bereits Abend geworden. Lando hielt das Lenkrad fest umklammert. Die Straße stieg an. Vor den Kurven, die sehr eng waren, nahm Volonte immer Gas weg, und nach der Kurve fütterte er den Motor wieder mit Treibstoff.

Er war gespannt, was ihn in Cassandrinis Schloß erwartete.

Wenn der Graf ihn mit irgendeiner Lüge abspeisen wollte, würde er ihn seine Fäuste spüren lassen. Graf hin, Graf her. Der Mann hatte Ricarda abgeschleppt, und Lando wollte wissen, wo sie jetzt war und wieso sie zu Hause nicht angerufen hatte.

Wenn Marco Cassandrini ihm auf seine Fragen keine zufriedenstellenden Antworten geben konnte, würde sein gräfliches Gesicht ein paar schallende Ohrfeigen einfangen.

Je tiefer Lando Volonte in den Wald vordrang, desto mehr gewann er den Eindruck, daß hier alles tot war. In der Nähe des unheimlichen Schlosses schien die Natur nicht mehr zu leben. Das Schloß schien sie nicht atmen zu lassen.

Nach der letzten Kehre ragte das Schloß so unvermittelt vor Lando Volonte auf, daß er erschrak. Schwarzgrau waren die Mauern, und totenstill war es hier.

In Rom regierte die Hektik, und lärmendes Leben war in den Straßen. Daß es so etwas gab, schien hier undenkbar zu sein.

Volonte stieg aus und zertrat unabsichtlich einen schwarzen Käfer. Das einzige Lebewesen weit und breit. Kein Vogel sang. Nicht einmal Fliegen summten. Die Stille war hier so perfekt, daß sie zur seltsamen Bedrohung wurde. Man fand hier nicht Ruhe, sondern regte sich auf. Jedenfalls empfand es Lando Volonte so.

Seltsam grau war die Natur - abgestorben. Winter im Spätsommer. Es

war kein Wunder, daß die Menschen nicht gut über dieses Schloß und den Grafen redeten.

Man sah in ihm etwas Einmaliges, einen Mann, wie es in Rom keinen zweiten gab. Die Frauen umschwirrten ihn wie Motten das Licht. Angeblich war er lange Zeit fort gewesen. Irgendwo im Ausland. Keiner wußte, wo. Aber auch diesbezüglich gab es Gerüchte, und die sprachen von Osteuropa, vielleicht von den Karpaten…

Der Mädchenverschleiß des seltsamen Grafen sollte sehr groß sein, aber was wurde aus den Mädchen, die er mit in sein Schloß nahm? Darüber konnte anscheinend niemand Auskunft geben. Vielleicht schwiegen die Menschen auch aus Angst.

Lando Volonte wollte das Geheimnis des Conte Cassandrini lüften. Dies war mit ein Grund, weshalb er sich hierher begeben hatte. Er hätte auch zu Hause bleiben und auf Ricardas Anruf warten können.

Entschlossen durchmaß Volonte den Schloßhof. Er stieg vier Stufen hinauf, auf denen welkes Laub lag. Der Wind strich darüber und ließ es knistern, rascheln und über den Stein kratzen.

Über dem großen Tor hingen schmutzigweiße Spinnweben. Sie zitterten, als ein Lufthauch sie traf.

Lando Volonte entdeckte einen Klingelring und zog daran. Drinnen läutete eine Glocke. Da es ungewöhnlich still war, hallte das Läuten weit durch das Schloß.

Lando wartete.

Niemand öffnete ihm. Er läutete noch einmal, trat zwei Schritte zurück und schaute zu den Fenstern hoch.

Fast so schmal wie Schießscharten waren sie, und sie ließen bestimmt nicht viel Licht in das Gebäude.

Der junge Mann fühlte sich beobachtet. Stand Conte Cassandrini hinter einer der zugezogenen Gardinen?

»Conte Cassandrini!« rief Lando Volonte laut.

Sogar er empfand es als eine Ruhestörung, die hier nicht willkommen war, aber er nahm darauf keine Rücksicht. Der Conte war ein Nachtmensch, also schlief er mit Sicherheit am Tag.

Lando hätte ihn nicht gestört, wenn sich Ricarda gemeldet hätte. So aber war es ihm herzlich egal, ob sich der Conte darüber ärgerte, daß er hier herumbrüllte. Cassandrini hatte sich mit Ricarda eingelassen, also durfte ihm auch deren Bruder ein paar Fragen stellen.

Wenn Ricarda bei ihm ist, kann sie was erleben! dachte Lando Volonte grimmig. Mir solchen Kummer zu machen.

»Conte Cassandrini!« schrie er so laut, daß ihm die Adern aus dem Hals traten. »Machen Sie auf! Ich weiß, daß Sie zu Hause sind.«

Er trommelte mit den Fäusten gegen die Tür.

»Ricarda!«

Nichts…

»Conte Cassandrini, lassen Sie mich ein! Ich bin Ricarda Volontes Bruder! Ich gehe nicht weg, ehe Sie mit mir gesprochen haben! Ich verlange, daß Sie aufmachen! Oder ist es Ihnen lieber wenn ich mit der Polizei komme?«

Lando Volonte stieg die vier Stufen hinunter, aber er kehrte nicht zu seinem Wagen zurück, sondern suchte nach einer Möglichkeit, wenigstens einen Blick in das Schloß zu werfen.

Da waren welke Kletterrosen neben einer dämmrigen Fensternische. Lando Volonte turnte hinauf, schob sich auf dem Bauch an das staubige Fenster heran - und erschrak im nächsten Moment, denn in der Halle, in die er sehen konnte, lagen Schuhe auf dem Boden.

Ricardas Schuhe!

Sie hatte sie erst vor einer Woche gekauft. Lando war dabei gewesen. Da Ricarda das Schloß wohl kaum barfuß verlassen hatte, mußte sie noch hier sein. Vielleicht hatte der Conte ihr Drogen gegeben. Ricarda war keine Spielverderberin. Dieses verrückte Mädchen machte überall mit. Vielleicht hatte sie zuviel von dem Zeug erwischt…

Lando sprang vom Fenster herunter. Er lief um das Schloß und rüttelte an jeder Tür. Irgendwo mußte es doch möglich sein, hinein zu gelangen. Die Schlösser waren alt und primitiv. Vor Einbrechern schien Conte Cassandrini keine Angst zu haben.

Er rührt sich nicht, weil er ein schlechtes Gewissen hat! redete sich Lando Volonte ein. Irgend etwas muß mit Ricarda schiefgegangen sein.

Die schmale Tür, an der Lando jetzt rüttelte, klapperte laut. Das war die schwache Stelle, nach der er gesucht hatte. Lando warf sich zweimal dagegen, dann brach das morsche alte Holz knirschend, und mit wenigen Schritten war er im Schloß.

Hier drinnen war die Stille noch vollkommener.

Das Schloß ist ein Grab! durchzuckte es Lando. Ein Mausoleum! Hier können nur Tote wohnen!

»Conte Cassandrini!« schrie er wieder, und das gespenstische Echo legte sich wie ein Eisenring um seine Brust.

Er eilte in die Halle. Auf dem Boden lag ein Stuhl. Lando stellte ihn nicht auf. Er bückte sich nach Ricardas Schuhen und betrachtete sie ratlos.

»Ricarda!« rief er. »Ricarda, wo bist du? Warum antwortest du nicht?«

Ein neuer Verdacht kam ihm. Conte Cassandrini war vielleicht ein Sadist, der die Mädchen, die er hierher brachte, schrecklich quälte. Und damit sie nicht schreien konnten, knebelte er sie.

War das der Grund, warum Ricarda nicht antwortete?

Das Geländer an der Treppe, die nach oben führte, wies kunstvolle Holzschnitzereien auf. Lando stürmte die knarrenden Holzstufen

hinauf und suchte seine Schwester in allen Räumen, doch er entdeckte sie nicht und fand auch keine Spur von ihr. Wenn er ihre Schuhe nicht gefunden hätte, hätte er fast meinen können, sie wäre nie hier gewesen.

Eine Wendeltreppe aus Stein führte zu einem Turmzimmer. Auch dort war Ricarda nicht. Enttäuscht kehrte Lando Volonte um.

Sie muß hier sein! sagte er sich starrsinnig. Sie ist hier irgendwo! Vielleicht gibt es Geheimgänge!

»Cassandrini, wo hast du meine Schwester versteckt?«

Er wußte, daß diese wie alle anderen Fragen unbeantwortet bleiben würden. Vom Obergeschoß kehrte er ins Erdgeschoß zurück, und auch hier suchte er Ricarda in sämtlichen Räumen.

»Bleibt nur noch der Keller«, murmelte er, und großes Unbehagen beschlich ihn.

Was versteckt man im Keller? Leichen. Keine Lebenden…

Lando Volonte schluckte nervös. Er wußte, wo sich der Kellerabgang befand, aber er mußte sich zwingen, dorthin zu gehen. Angst meldete sich. Aber ihm war klar, daß er jetzt nicht kneifen durfte.

Du bist es Ricarda schuldig, tust es für deine Schwester! dachte er und öffnete die schaurig knarrende Tür. Ricardas Schuhe steckte er in seine Hosentaschen. Er setzte den Fuß vorsichtig auf die erste Stufe der feuchten Kellertreppe. Es hatte den Anschein, als fürchtete er, damit einen Alarm auszulösen, doch nichts geschah.

Langsam ging er weiter, während sein Herz immer stärker klopfte, und ein dünner Schweißfilm legte sich auf seine Stirn.

Auf halbem Wege blieb er stehen, drehte sich um und schaute nach oben.

Eine innere Stimme warnte ihn, weiterzugehen. Sie riet ihm, umzukehren, aber das war ihm unmöglich. Vielleicht würde er eine schreckliche Entdeckung machen. Vielleicht würde er seine Schwester tot im Keller dieses verfluchten Schlosses finden, aber dann wußte er wenigstens über ihr Schicksal Bescheid und konnte den seltsamen Grafen zur Rechenschaft ziehen.

Er brauchte einen Beweis…

Nervös, mit straff gespannten Nervensträngen erreichte er das Treppenende. Vor ihm lag ein dunkler Gang. Rechts und links gab es gleichfalls einen schummrigen Gang.

Kalt war es hier unten. Widerlich kalt - und der faulige Modergeruch…

Lando Volonte faßte sich ein Herz und ging weiter. Er gelangte zu einer finsteren Nische, in der alte Lumpen an der Decke zu hängen schienen.

Bei genauerem Hinsehen erkannte Lando jedoch, daß es sich um Fledermäuse handelte. Das waren nicht die ersten Fledermäuse, die

der junge Mann sah, aber er hatte noch nie so große Exemplare gesehen. Das waren ja schon furchterregende Monster.

Lando schluckte trocken. Er war froh, daß die Fledermäuse noch schliefen. Erst am Abend würden sie erwachen - wie Conte Gassandrini.

Der junge Mann schlich an den unheimlichen Tieren vorbei, um sie nicht zu wecken, und wenig später stand er vor einer alten, dicken, eisenbeschlagenen Bohlentür.

Sie war unverschlossen, lag schwer auf den geölten Angeln, ließ sich aber verhältnismäßig leicht öffnen.

Wieder Stufen, die nach unten führten.

Lando Volonte gelangte in einen großen, leeren Raum, in dem sich nichts befand außer einem großen schwarzen Sarg, und in diesem Sarg lag ein Mann: Conte Cassandrini!

***

Ich kehrte nicht als großer Triumphator nach London zurück, denn es war Noel Bannister und mir nicht gelungen, Professor Kuli das Handwerk zu legen. Wohl schafften wir es, seine Operation »Goldregen« - Erpressung in großem Stil - zu torpedieren und seine gefährlichen Killerbienen zu vernichten, doch solange Mortimer Kuli sich auf freiem Fuß befand, würde er sich immer wieder neue Teufeleien einfallen lassen.

Mr. Silver holte mich vom Heathrow Airport mit meinem neuen Rover ab. Das gleiche Modell fuhr mein Freund Vladek Rodensky in Wien.

Meine erste Frage galt selbstverständlich Lance Selby, von dessen Sterbebett mich Noel Bannister fortgeholt hatte.

»Er hat es überstanden«, sagte der Hüne mit den Silberhaaren leise.

Ich wollte hören, wie Lance gestorben war, und Mr. Silver erzählte es mir.

»Wann ist die Beerdigung?« erkundigte ich mich.

»Es steht noch kein Termin fest«, sagte der Ex-Dämon, und dann wollte er hören, was sich in Amerika ereignet hatte. Als er erfuhr, daß auch Atax, die Seele des Teufels, mitgemischt hatte, pfiff er durch die Zähne. »Das ist eine gewaltige Verstärkung für Kuli. Der wahnsinnige Wissenschaftler wird von der Hölle mächtig aufgewertet, das ist nicht gut, Tony.«

»Wem sagst du das.«

Als ich erwähnte, daß mir Mago, der Schwarzmagier, das Leben gerettet hatte - einer meiner erbittertsten Todfeinde -, lachte Mr. Silver und meinte, nun stünde die Welt bald Kopf.

»Plötzlich ist Schwarz nicht mehr Schwarz und Weiß nicht mehr Weiß. Da werden grimmige Feinde zu Freunden - und was wird aus

den Freunden? Hoffentlich nicht Feinde«, sagte der Hüne.
»In Frank Esslins Fall hat es sich umgekehrt«, sagte ich.
»Glücklicherweise konnten wir unter dieses unschöne Kapitel in Amsterdam einen Schlußstrich ziehen«, brummte der Ex-Dämon.
Wir fuhren bereits am Hyde Park vorbei. Es war nicht mehr weit bis Paddington. Ich erfuhr, daß Vicky Bonney nach Rom abgereist war, und daß sie sich dort mit Vladek treffen würde.
»Recht hat sie«, sagte ich. »Ich würde Vladek auch gern wiedersehen.«
»Nun, das müßte sich doch eigentlich arrangieren lassen«, sagte Mr. Silver und bog in die Chicnester Road ein.
Wir waren zu Hause. Mr. Silver ließ den Rover vor dem Haus Nummer 22 ausrollen. Mein Blick wanderte zum Nachbarhaus hinüber, und mir war, als würde eine Eisenfaust mein Herz gnadenlos zusammendrücken.
In diesem Haus hatten Lance Selby und seine Freundin Oda gelebt. Nun stand es leer; die beiden waren tot. Oda hatte ihr Leben durch Magos Hand verloren, und Lance war an Mortimer Kulis synthetischem Blut zugrunde gegangen.
»Ob sie sich in einer anderen, besseren Welt wiedergefunden haben?« fragte ich, während ich ausstieg.
»Möglich«, sagte Mr. Silver ernst und holte mein Gepäck aus dem Kofferraum.

***

Totenbleich lag der Blutgraf im Sarg, der mit schneeweißer Seide ausgelegt war. Sein Kopf ruhte auf einem seidenen Kissen. Die schlaffen Züge drückten Sattheit, Zufriedenheit aus.
Er schien seinen Hunger in der vergangenen Nacht gestillt zu haben.
Bestien wie er lebten nur, um zu töten. Oder besser gesagt: Sie konnten nur leben, wenn sie töteten, denn das Blut der Menschen war ihre Nahrung. Sie brauchten es, um nicht zu verfallen.
Menschenblut war ein Garant dafür, daß diese Schattenwesen die Zeiten überdauerten. Hundert Jahre und mehr konnten Vampire alt werden, ohne daß sich ihr Äußeres veränderte. Das Blut ihrer Opfer war ein Jungbrunnen.
Fassungslos starrte Lando Volonte auf den reglosen Mann im Sarg.
»Es ist also wahr!« flüsterte er entsetzt. »All die grausigen Geschichten, die man sich über Graf Cassandrini erzählt, stimmen.«
Über seinen Körper legte sich eine Eisschicht. Er fror.
»Was… was hast du mit meiner Schwester gemacht, du Scheusal?« fragte er den schlafenden Vampir.
Der Graf regte sich nicht. Es kostete Lando Volonte sehr viel Willenskraft, sich näher an den schwarzen Sarg heranzuwagen. Das

nackte Grauen packte ihn und schüttelte ihn immer heftiger.

Cassandrini widerte ihn an. Er ekelte sich vor diesem Wesen, das kein Mensch war. Die leicht geöffneten Lippen ließen Lando Volonte zwei spitze Augenzähne erkennen.

Vampirzähne!

Und in den Mundwinkeln des Bleichen entdeckte Volonte eingetrocknetes Blut!

O Gott! durchfuhr es Lando Volonte. Er hat einen Menschen gebissen, hat dessen Blut getrunken.

Ricardas Blut?

Landos Herz krampfte sich zusammen. Er wußte, was er jetzt tun mußte. Er mußte verhindern, daß sich dieses Scheusal weiter vom Blut der Menschen ernährte.

In jeder Nacht wurde die tödliche Gefahr akut. Immer wenn es dunkel wurde, erhob sich der Vampir, um seine Klauen nach einem Opfer auszustrecken. Am Tag war er gezwungen, sich zurückzuziehen, sich zu verstecken, denn Sonnenlicht war für ihn ebenso tödlich wie zum Beispiel fließendes Wasser.

Solange der Tag regierte, konnte der Blutsauger nichts tun. Eine seltsame Starre befiel ihm, wenn der Tag anbrach, und er fiel in einen todesähnlichen Schlaf.

Lando Volonte leckte sich aufgeregt die Lippen.

Wieviel Zeit hatte er noch? Als er das Schloß erreicht hatte, stand die Sonne schon nicht mehr hoch. Wie lange befand er sich nun schon im Schloß? Wie tief war die Sonne inzwischen gesunken?

Sobald sie vom Himmel verschwunden war, war es gefährlich, sich hier aufzuhalten, denn dann würde der Blutgraf erwachen, und ein neues Opfer würde ihm willkommen sein.

Ich muß ihn töten! dachte Lando Volonte aufgewühlt. Aber *töten* war nicht das richtige Wort, denn Conte Cassandrini lebte nicht. Jedenfalls nicht wie ein Mensch. Er war ein Untoter. *Vernichten* war das zutreffende Wort.

Aber womit?

Lando blickte sich gehetzt um. Anthrazitfarbene Dunkelheit umgab ihn. Dennoch konnte er erkennen, daß der große Raum völlig leer war. Was Lando Volonte gebraucht hätte, wäre ein angespitzter Eichenpflock und ein schwerer Hammer gewesen.

Damit hätte er dem schrecklichen Blutsauger den Garaus machen können. Es war ganz klar, daß diese Dinge hier nicht zu finden waren. Cassandrini war schließlich nicht so verrückt, das Werkzeug, mit dem man ihn vernichten konnte, neben seinen Sarg bereitzulegen.

»Ich muß es tun!« flüsterte Lando Volonte mit wachsender Erregung. »Es ist meine Pflicht! Wer weiß, wie vielen Menschen ich damit das Leben rette!«

Kalte Schauer überliefen den jungen Mann. Die Zeit drängte, und es dauerte gefährlich lange, bis er eine Idee hatte.

Wo stand inzwischen die Sonne?

Der Stuhl, der in der Halle auf dem Boden lag, fiel Lando Volonte ein. Er bestand aus Eichenholz. Wenn er eines der Beine abschlug und anspitzte, hatte er den Eichenpflock, den er brauchte.

Er mußte ihn dem Blutsauger dann auf die Brust setzen, und mit kräftigen Schlägen durchs Herz treiben.

Ja, mit dem Stuhlbein würde es gehen. Der junge Mann wandte sich hastig um.

Als er losrannte, schlug Conte Cassandrini die grausamen Augen auf, aber das sah Lando Volonte nicht. Er stürmte aus dem Raum, an den Fledermäusen vorbei, durch deren starre Körper ein erstes Zucken ging, die Kellertreppe hinauf und in die Halle.

Lando warf einen Blick zum Fenster, und eine unsichtbare Hand schnürte seine Kehle zu.

Die Sonne war verschwunden. Dämmerlicht umfloß das gespenstische Schloß.

Zu spät! schrie es in Lando Volonte. Du schaffst es nicht mehr! Wenn du in den Keller zurückkehrst, bist du deines Lebens nicht mehr sicher! Es wäre Selbstmord!

Er nahm an, daß der Vampir bereits erwacht war - oder vielleicht erwachte Conte Cassandrini gerade in diesem Augenblick.

Vor seinem geistigen Auge sah Lando, wie sich die weißen Vampirhände auf den Sargrand legten, wie sich der Blutsauger langsam aufrichtete, wie er seine makabre Schlafstätte verließ.

Lando Volonte glaubte zu spüren, wie sich ihm das gefährliche, bluthungrige Schattenwesen näherte, und er bekam eine Gänsehaut.

Es wäre Wahnsinn gewesen, den Grafen jetzt noch töten zu wollen. Die anbrechende Nacht machte ihn stark, und jemand, der ihm jetzt den Tod bringen wollte, war wahrscheinlich selbst des Todes.

Nein, für heute war die Chance vertan, deshalb beschloß Lando Volonte, morgen wiederzukommen. Und zwar früher. Bereits am Vormittag. Der Schreckensgraf würde wieder im Sarg liegen und sich nicht wehren können.

Morgen würde es leicht sein, ihn für immer zur Hölle zu schicken.

Lando vermeinte, ein geisterhaftes Flattern zu hören. Er dachte sofort an die großen widerlichen Fledermäuse.

Auch sie erwachten mit dem Anbruch der Dunkelheit. Schickte der Blutgraf sie vor?

Der junge Mann sah sich nervös um. Welche Richtung mußte er einschlagen? Woher war er gekommen? In seiner Aufregung wollte es ihm nicht sofort einfallen. Eine Tür knarrte, und Lando Volontes Herz übersprang vor Schreck einen Schlag. Er wußte, daß es die Kellertür

war…

Der Vampir kam!

Lando lief in die falsche Richtung. Zum Teufel, wieso war es auf einmal so schwierig, sich in diesem Schloß zurechtzufinden? War es möglich, daß Conte Cassandrini dafür sorgte?

Nimmt er Einfluß auf meinen Geist? fragte sich der junge Mann verstört. Kann er das? Wozu sind Vampire überhaupt fähig?

Er mußte sich eingestehen, daß er eigentlich sehr wenig über diese schrecklichen Blutsauger wußte.

Im Moment wußte er überhaupt nur noch eins: daß er schnellstens aus dem Todesschloß mußte, sonst war er verloren!

Als er endlich erkannte, daß er sich für die falsche Richtung entschieden hatte, stoppte er. Keuchend drehte er sich um. Seine Augen verengten sich, und sein Blick streifte mißtrauisch durch die Halle.

Ich kann ihn zwar nicht sehen, sagte er sich, aber er ist da. Ich fühle ihn!

Rasch kehrte Lando Volonte um. Seine Furcht stieg ins Unermeßliche. Er konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen, kam sich vor wie ein Tier, das zuerst gehetzt und dann in die Enge getrieben worden war.

Raus! Er mußte raus!

Lando glaubte, einen Schemen durch die Halle gleiten zu sehen. Er konnte sich das in seiner großen Aufregung natürlich auch einbilden. Einem Phantom gleich huschte in der nächsten Sekunde aber dann doch jemand heran.

Das konnte nur der Blutgraf sein!

Panik geißelte den jungen Mann. Er rannte los, war blind vor Angst, prallte mehrmals gegen verschlossene Türen und hatte einen gefährlichen Verfolger auf den Fersen.

Wieder warf er sich gegen eine Tür. Sie schwang auf. Gleichzeitig spürte er Hände an seinem Rücken. Jemand wollte ihn zurückhalten.

Er stieß einen erschrockenen Schrei aus und wuchtete sich vorwärts. Die Hände glitten ab, und Lando Volonte lief um sein Leben. Irgendwie gelangte er ins Freie. Er bekam es gar nicht richtig mit.

Doch er war noch nicht gerettet.

Da waren tappende Schritte hinter ihm!

Wie von Furien gehetzt rannte er zu seinem Wagen. Er war dermaßen aufgeregt, daß er beinahe auf der falschen Seite eingestiegen wäre. Atemlos lief er um das kleine Fahrzeug herum.

Während er die Tür aufriß, schaute er über das Wagendach. Eine tiefe Dunkelheit lastete unter hohen Mauerbögen, und in ihr bewegte sich jemand mit der Geschmeidigkeit eines Panthers.

Lando Volonte ließ sich hinter das Lenkrad fallen. Er verriegelte die

Türen, damit ihn der Vampir nicht noch im letzten Moment aus dem Wagen zerren konnte.

Dann drehte er den Schlüssel, den er im Zündschloß steckenlassen hatte. Sein Herz raste. Sein Blick stach in das Dunkel, und es beunruhigte ihn in höchstem Maße, daß er den Vampir nicht sah.

Wo befand sich der Blutgraf? Etwa hinter dem Panda?

Noch nie hatte der kleine Wagen Schwierigkeiten gemacht. Lando Volonte hatte ihn vor einem halben Jahr gekauft, und der Motor war bisher immer gleich beim ersten Startversuch angesprungen.

Diesmal nicht…

Doch daran war nicht der Panda, sondern Volonte schuld. Er startete zu hektisch, gab zu wild Gas, drückte das Pedal bis ans Bodenblech, und nicht nur einmal, sondern gleich ein paarmal.

Damit pumpte er zuviel Gemisch in die Zylinder, und die Folge davon war, daß der Motor absoff. Ein wütendes Schluchzen entrang sich seiner Kehle. Was sollte er nun tun? Aussteigen? Zu Fuß fliehen? Das kam nicht in Frage. Im Wald war er mit Sicherheit verloren. Dort kannte der Vampir garantiert jeden Baum.

Wer weiß, wie oft der verdammte Blutsauger im Wald schon auf der Jagd war, dachte Lando Volonte.

Wieder versuchte er den Motor zu starten. Beinahe wäre es geglückt. Einige Sekunden lief die Maschine, starb aber dann wieder ab.

Volonte schlug mit den Fäusten auf das Lenkrad. »Komm schon! Komm! Du kannst mich doch jetzt nicht im Stich lassen!«

Schweiß glänzte auf seinem Gesicht. Große Tropfen rannen ihm in die Augen.

»Komm! Komm!«

Der dritte Startversuch klappte endlich. Lando Volonte würgte den ersten Gang hinein. Er glaubte, den Blutsauger zu sehen und drehte die Fahrzeugbeleuchtung auf.

Das grelle Licht stach in die unter den Bögen lastende Dunkelheit, doch dort stand niemand. Einbildung? War es auch nur Einbildung gewesen, daß jemand hinter ihm her gewesen war?

Volonte gab zuviel Gas und ließ die Kupplung zu schnell kommen. Der Panda machte einen Bocksprung und gleich noch einen. Den Fahrer schüttelte es kräftig durch.

Er fuhr wie ein blutiger Anfänger, aber war das ein Wunder bei all dem Grauen, das Lando Volonte erlebt hatte? Aufgeregt kurbelte er am Lenkrad. Der Wendekreis des Panda war zum Glück gering. Waagerecht schnitten die Lichtlanzen durch die Nacht, die noch nie so schnell hereingebrochen war. Fast schien es, als wäre der Blutgraf in der Lage, die Zeit zu beschleunigen.

Lando Volonte hatte noch nie erlebt, daß die Sonne so rasch untergegangen war.

Jetzt stachen die Scheinwerfer in den Wald, der am Tag schon unheimlich und dunkel war.

Conte Cassandrinis Jagdrevier!

Volonte glaubte zu wissen, daß er so lange in Gefahr war, solange er sich noch in diesem Wald befand. Der Panda konnte streiken. Der Vampir konnte eine Barriere errichten. Es konnte noch so vieles schiefgehen!

Obwohl er das Gefühl hatte, die Angst würde seine Seele auffressen, versuchte er, so konzentriert wie möglich zu fahren. Er ließ sich von nichts ablenken, hielt das Steuerrad fest in seinen Händen und blickte nur auf die Straße.

Diese vielen Kurven! Es schienen mehr geworden zu sein…

Hinter jeder Kurve konnte eine Gefahr lauern. Das Ganze erinnerte an eine Geisterbahnfahrt, doch hier war der mögliche Schrecken, der in der Dunkelheit lauerte, echt.

Nahmen diese Kurven denn kein Ende?

Volonte glaubte, sich in strömenden Schweiß aufzulösen. Unterhemd und Hemd klebten unangenehm an seinem Körper, und die Angst trieb ihm immer weiteren Schweiß aus den Poren.

Endlich stieß der Panda aus dem Wald, doch Lando Volonte wagte nicht aufzuatmen.

Die Furcht blieb, obwohl er sich in seinem Wagen sicher fühlen konnte. Er fuhr schnell, zu schnell. Er wußte es, aber es war ihm nicht möglich, das Tempo zu drosseln. Hin und wieder verließ der Panda den Asphalt und rumpelte über Grashöcker.

Auf die Dauer konnte das nicht gutgehen. Wenn Lando Volonte seine Fahrweise nicht änderte, war er dem Vampir zwar entkommen, würde aber trotzdem sein Leben verlieren.

Als sich diese Erkenntnis in sein Bewußtsein durchgerungen hatte, zwang er sich, etwas langsamer zu fahren.

Er erreichte die Stadtgrenze von Rom und wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß vom Gesicht. Das Grauen hockte in seinen Gliedern. Entsetzliches hatte er gesehen.

Immer wieder erschien ihm der im Sarg liegende Vampir. Es war eine furchtbare Vision. Sie ließ ihn nicht zur Ruhe kommen.

Vor der nächsten Bar, die er sah, hielt er an und ging hinein. Männer, müde von der Arbeit, saßen an den Tischen und sprachen miteinander. Sie hatten große, kräftige Hände, mit denen sie hart zupacken konnten, aber auch sie hätten vor Angst geschlottert, hätten sie erblickt, was Lando Volonte gesehen hatte.

»Was darf's sein?« fragte der Wirt, ein schmerbäuchiger Klatzkopf.

»Einen Grappa«, verlangte Volonte. »Einen doppelten.«

Der Wirt stellte ein Glas auf den Tresen und schenkte ein. Kaum war es voll, da packte es Volonte und schüttete sich den Schnaps in die

schmerzhafttrockene Kehle.
»Noch einen?« fragte der geschäftstüchtige Wirt.
»Ja.«
Volonte leerte das Glas zum zweitenmal mit der gleichen Geschwindigkeit.
Der Wirt lachte. »Madonna mia, sind Sie durstig.« Er zeigte dem fremden Gast die Flasche. Es war die stumme Frage, ob Lando Volonte noch mal dasselbe haben wolle, doch diesmal schüttelte der junge Mann den Kopf.
Morgen muß ich noch einmal ins Schloß! dachte Volonte aufgewühlt.
Er fürchtete, daß das seine Nerven nicht aushalten würden, und er fragte sich, warum er das Ganze so sehr zu seiner Aufgabe machte. Sollte sich jedoch jemand anders um den Schreckensgraf kümmern.
Die Polizei zum Beispiel.
»Wo kann ich telefonieren?« fragte Volonte den Wirt.
Der wies auf einen schwarzen, schmutzigen Apparat, der einen Meter neben Lando Volonte stand.
»Sonst gibt es keinen Apparat?«
»Bisher reichte dieser. Haben Sie so ein tolles Geheimnis auf Lager? Soll ich mit den Gästen die Bar verlassen, damit Sie ungestört telefonieren können?«
Lando Volonte wollte nicht, daß alle das Gespräch mithörten. Er legte das Geld für die Drinks auf den Tresen und verließ die Bar. Zwei Straßen weiter entdeckte er eine Telefonzelle, aber er suchte vergeblich nach Kleingeld in seinen Taschen.
So machte er bei drei weiteren Bars Station, trank überall seinen Grappa und kam allmählich davon ab, sich an die Polizei zu wenden. Man würde ihm ja doch nicht glauben.
Er hatte jetzt schon eine schwere Zunge. Die Polizisten würden ihn für betrunken halten - und das war er inzwischen auch.
Als er einsah, daß es unverantwortlich war, wieder in den Panda zu steigen, ließ er das Fahrzeug stehen und ging zu Fuß weiter. Und er trank noch mehr Grappa, denn er merkte, daß ihm der Alkohol half, die Angst zu überwinden.
Bald war er so blau, daß er nicht wußte, in welcher Bar er gelandet war, und er hatte auch keine Ahnung, wie er zu der Gesellschaft dieses jungen blonden Mädchens kam, das an seinem Tisch saß.
Sie war Italienerin, und ihr Haar war mit Sicherheit gefärbt.
Auch Ricardas rotes Haar war nicht echt. Ricarda! Endlich fiel ihm der Name seiner Schwester wieder ein, und er fragte sich bange, was aus ihr geworden war. Im ganzen Schloß hatte er sie nicht finden können.
War das gut oder schlecht?
War es Ricarda gelungen, dem Vampir zu entkommen? Es war

möglich. Er selbst war dem gierigen Blutgrafen auch entwischt. Aber in den Mundwinkeln des Schattenwesens hatte Volonte eingetrocknetes Blut entdeckt.

Ricardas Blut?

Nein, sie ist ihm entkommen! dachte der junge Mann trotzig. Sie ist schnell! Sie kann laufen wie ein Wiesel! Sie hat diesen bluthungrigen Bastard abgeschüttelt, ist ihm davongerannt. Nur die Schuhe ließ sie ihm. Er hat sie nicht erwischt.

»Ich muß gehen«, brummte Lando Volonte.

»Es ist noch nicht spät«, sagte das Mädchen.

»Ich muß nach Hause.«

»Ist bei euch um diese Zeit schon Gitterbettsperre?« versuchte ihn das blonde Mädchen aufzuziehen.

»Was haben wir getrunken?«

»Vier Grappa.«

»Bedienung! Ich möchte zahlen!«

Das Mädchen kicherte. Er sah sie verschwommen, aber sie war ganz hübsch. Vor allem ihr Lächeln war wohltuend.

»Bist du verrückt?« sagte sie. »Du hast bereits bezahlt.«

»Ach so? Dann kann ich ja gehen.«

Er schob den Stuhl zurück. Sein Kopf wackelte, und seine Arme hingen schlaff herunter. Mühsam versuchte er aufzustehen. Nach drei fruchtlosen Versuchen gab er es vorerst auf.

Das Mädchen kicherte wieder. »Siehst du, du mußt noch bleiben. Weißt du eigentlich, wieviel Grappa du insgesamt heute getrunken hast?«

»Nein, ich habe schon lange zu zählen aufgehört.«

»Das merkt man.«

Er glotzte die Blonde an. »Du kannst mir glauben, ich habe allen Grund, so viel zu trinken.«

»Liebeskummer? Ein anderes Mädchen könnte dir mehr helfen als der Schnaps. Weißt du noch, wie ich heiße? Hast du meinen Namen behalten?«

»Nein… Ich will nach Hause.«

»Ich heiße Romina.«

»Bringst du mich nach Hause, Romina?«

»Ja, aber nicht sofort. Du bist so schwer betrunken, daß ich nicht weit mit dir kommen würde. Du brauchst erst wieder einen etwas klareren Kopf. Zwei, drei große Mokka werden dir guttun.«

»Vielleicht ist Ricarda inzwischen heimgekommen.«

Das Mädchen sah ihn enttäuscht an. »Du bist verheiratet?«

»Ricarda ist meine Schwester.«

»Die verzeihe ich dir«, sagte Romina und orderte beim Kellner einen sehr starken, doppelten Mokka.

Nach der dritten Tasse klopfte Lando Volontes Herz wie eine Dampframme, und er sah endlich wieder ein bißchen klarer.

»Wenn du immer noch nach Hause willst, können wir es jetzt mit vereinten Kräften versuchen«, sagte Romina und war ihm beim Aufstehen behilflich.

»Warum tust du das? Warum bemühst du dich so sehr um mich?« fragte Volonte verständnislos.

Romina lächelte. »Ist das so schwer zu erraten? Du gefällst mir. Als du in die Bar kamst, sahst du so traurig und mitleiderregend aus, daß ich mich deiner einfach annehmen mußte. Ich hoffe, wir sehen uns wieder, wenn du nüchtern bist. Darüber würde ich mich sehr freuen. Ich bin fast jeden Tag hier. Solltest du mich nicht antreffen, frag den Kellner nach Romina… Dio mio, hoffentlich behältst du meinen Namen. Ich würde dich nämlich sehr gern wiedersehen. Ich glaube, du bist sehr nett, wenn du nicht sternhagelvoll bist. Ist Ricarda wirklich deine Schwester?«

»Natürlich.«

»Na schön, ich glaube dir.«

Das blonde Mädchen legte sich seinen Arm um ihren Nacken und führte ihn aus dem Lokal.

»Glaubst du, du findest hier wieder her?« fragte sie ihn.

»Wo sind wir?«

»In der Via Ostiense. Und wo bist du zu Hause?«

Er nannte ihr seine Adresse.

»Na, so ein Glück«, sagte Romina. »Das ist ja gar nicht weit von hier. Da brauchen wir nicht einmal ein Taxi zu nehmen. Das Gehen wird dir guttun. Wie kann man sich nur so schwer betrinken?«

Seine Beine knickten ein. Romina stemmte ihn ächzend wieder hoch.

»Du weißt nicht, was ich gesehen, was ich erlebt habe«, sagte er heiser.

»Erzähl's mir«, verlangte Romina.

Er schüttelte den Kopf. »Nein, ich möchte heute nicht darüber sprechen, sonst brauche ich gleich wieder einen Schnaps.«

»War es denn so schrecklich?«

»Das kann man wohl sagen.«

»Hast du ein Verbrechen entdeckt?«

»Nein, etwas viel Schlimmeres. Frag jetzt nicht mehr. Ich will daran nicht erinnert werden.«

»Vielleicht sollte ich dich besser zur Polizei führen.«

»Nein, nach Hause. Ich will nur nach Hause«, sagte Lando Volonte, und Romina schleppte sich weiter mit ihm ab.

Sie erreichten die Basilica de San Paolo. Romina lehnte ihn an die Kirchenwand, um kurz zu verschnaufen.

»Die Kirche… Ein Pfarrer ist besser als die Polizei…«, sagte Lando

Volonte. »Ja, ich werde morgen diese Kirche aufsuchen und mit dem Priester reden.«

»Hast du irgend etwas zu beichten?«

»Nein, mein Gewissen ist rein. Der Pfarrer muß mir helfen. Er kann es.«

»Du sprichst für mich in Rätseln«, sagte Romina.

Lando sah sie benommen an. »Du sollst alles erfahren, wenn es vorbei ist.« Er war froh, daß ihm die Idee mit dem Priester gekommen war. Der Pfarrer besaß ein geweihtes Kruzifix, viel Weihwasser. Er war ein Mann Gottes, und vielleicht kannte er weitere Möglichkeiten, einen Vampir zu vernichten. Volonte blies seinen Brustkorb auf. Nun war er entschlossen, Conte Cassandrinis Schreckensschloß noch einmal aufzusuchen, aber er würde sich nicht allein dorthin begeben. Er würde einen Priester mitnehmen.

Die Polizei hätte ihm kein Wort geglaubt, der Pfarrer aber würde an seinen Worten nicht zweifeln. Ein Vertreter des Guten wußte, in welcher Vielfalt das Böse existent war.

Diese Gedanken gaben ihm so viel Auftrieb, daß er ohne Rominas Hilfe auskam. Er fragte, wo sie zu Hause war. Sie sagte es ihm.

»Ich möchte nicht, daß du meinetwegen so weit allein nach Hause gehen mußt«, sagte er, um vieles klarer.

»Das macht mir nichts aus«, erwiderte das Mädchen. »Es wird mich schon keiner fressen. Und wenn es einer versucht… Ich bin gut bei Stimme. Meinen Hilferuf würdest du in ganz Rom hören.«

Ein Taxi kam vorbei. Lando Volonte hielt es auf.

»He, was tust du?« fragte Romina protestierend. »Du bist noch nicht daheim.«

»Es geht mir wieder besser. Ich möchte, daß du in dieses Taxi steigst und nach Hause fährst.«

»Der Fahrer könnte zuerst dich absetzen.«

»Das lohnt sich nicht«, sagte Volonte und schob das Mädchen auf den wartenden Wagen zu.

»Sehe ich dich wieder?«

Er nickte. »Morgen nachmittag. In der Bar. Hast du Zeit?«

»Aber ja. Wirst du die Bar finden?«

»Bestimmt.«

»Wie heiße ich?«

»Romina«, sagte Lando Volonte.

Sie lächelte ihn dankbar an. »Wunderbar.« Blitzschnell wippte sie auf die Zehenspitzen und gab ihm einen Kuß, dann stieg sie in das Taxi.

Lando Volonte nannte dem Fahrer die Adresse des Mädchens. »Was kostet das?«

Der Mann am Steuer nannte den Fahrpreis, Volonte holte ein Lirebündel aus der Hosentasche, zählte ein paar Scheine ab und ließ

sie auf den Beifahrersitz fallen.

Das Taxi fuhr los. Romina winkte ihrem neuen Freund, und er winkte zurück. Nachdem das Auto abgebogen war, setzte Volonte seinen Heimweg fort.

Zehn Minuten später schloß er die Wohnungstür auf und trat ein. Er begab sich ins Wohnzimmer. Da öffnete sich plötzlich die Schlafzimmertür, und Ricarda stand vor ihm.

Ein seltsames Lächeln umspielte ihre Lippen…

***

Sie aßen in einem vornehmen Restaurant nahe dem Kolosseum zu Abend. Vicky Bonney hatte Vladek Rodensky mitgebracht, und der Brillenfabrikant unterhielt sich mit Massimo Giordo und dessen Tochter Angela ausgezeichnet.

Als der Nachtisch serviert wurde, und das Gesprächsthema Nummer eins immer noch Vicky Bonney hieß, seufzte die blonde Schriftstellerin.

»Sagt mal, können wir nicht endlich über etwas anderes reden? Ich habe heute so viel Gutes über diese Vicky Bonney gehört, daß sie mir schon wie ein Wunderkind vorkommt. Ich glaube, ihr tragt ein bißchen zu dick auf. Wenn ihr so weitermacht, kann ich die Engländerin bald nicht mehr ausstehen. Mir sind solche überperfekte Menschen zuwider. Ist doch nicht auszuhalten, wenn ein Mensch überhaupt keine Fehler hat.«

»Bravo, Miß Bonney«, sagte Angela und applaudierte leise. »Damit haben Sie die Weichen der Unterhaltung souverän gestellt.« Die quirlige Verlegerstochter warf ihrem Vater einen raschen Blick zu. »In Rom gibt es eine neue Attraktion.«

»So? Welche denn?« fragte die Schriftstellerin interessiert.

»Eine Mitternachtsmodenschau. Ennio Moravia, der bekannte römische Modeschöpfer, führt in einem kleinen Kastell nahe der Pizza der Navigatori seine herrlichen Kreationen vor. Diese Veranstaltungen finden in Rom großen Anklang. Trotz der späten Stunde kommen viele Zuschauer. Es gibt Leute, die behaupten, es würden nicht so viele Besucher kommen, wenn Conte Cassandrini nicht an den Vorführungen teilnehmen würde. Er ist ein echter Graf.«

»Ein Graf, der als Dressman arbeitet?« fragte Vladek Rodensky.

»Warum nicht?« entgegnete Angela Giordo. »Er ist der eigentliche Star der Nacht. Ein geheimnisumwitterter Mann. Faszinierend, attraktiv. Die Mädchen von siebzehn bis siebzig sind von ihm begeistert. Wenn Marco Cassandrini erscheint, schlagen die Frauenherzen höher. Er wohnt in einem unheimlichen Schloß vor den Toren Roms, und es heißt, die Liebe, die er schenke, wäre grausam schön.«

»Ein Reklametrick von Ennio Moravia?« fragte Vicky Bonney amüsiert.

»Kann schon sein. Jedenfalls scheinen mir die Gerüchte geschickt in die Welt gesetzt worden zu sein. Die Leute raufen sich um die Eintrittskarten.«

»Ich muß gestehen, Sie haben mich neugierig gemacht«, sagte die Schriftstellerin. »Ließe sich in den nächsten Tagen ein Besuch bei Ennio Moravia arrangieren?«

»Warum nicht gleich heute nacht?« fragte Angela Giordo strahlend. »Papa kennt den großen Meister persönlich. Ein Anruf genügt, und Signore Moravia reserviert uns vier Plätze.«

Vicky schaute Vladek Rodensky an. »Hättest du Lust, da hinzugehen?«

Massimo Giordo warf seiner Tochter einen rügenden Blick zu. »Miß Bonney ist heute vielleicht zu müde. Du solltest sie nicht gleich am ersten Tag so überfallen, Angela. Sie ist schließlich noch länger in Rom.« Er wandte sich an die Schriftstellerin. »Wenn Sie morgen oder übermorgen die Mitternachtsmodenschau sehen möchten, rufe ich Ennio Moravia gern an.«

»Ich bin nicht müde«, sagte Vicky Bonney.

»Ich würde diesen geheimnisumwitterten Grafen auch gern kennenlernen«, sagte Vladek Rodensky schmunzelnd.

»Hörst du's, Papa. Der Wunsch unserer Gäste sollte dir Befehl sein«, sagte Angela.

»Na schön, dann rufe ich Moravia gleich mal an.«

Der Verleger legte seine weiße Stoffserviette auf den Tisch, entschuldigte sich, erhob und entfernte sich. Angela erzählte inzwischen mehr von dem mysteriösen Star der Nacht. Bleich geschminkt wäre er, und am Tag bekäme ihn niemand zu sehen.

»Der Graf liefert die perfekte Show«, sagte Angela Giordo. »Er gibt sich den Medien gegenüber unnahbar, gewährt keine Interviews und hängt auch über sein Privatleben ein geheimnisvolles Mäntelchen.«

»Dadurch erreicht er, daß sich noch mehr Menschen für ihn interessieren«, sagte Vladek Rodensky. »Der Mann scheint sehr clever und äußerst geschäftstüchtig zu sein.«

»Das ist Ennio Moravia auch«, sagte Angela.

»Klar, deshalb haben sich die beiden ja zusammengetan.«

Der Verleger kehrte zurück. Er setzte sich.

»Nun?« fragte Angela gespannt. »Werden wir die Vorführung sehen?«

»Es war sehr schwierig, so knapp noch vier Plätze zu bekommen.«

»Aber du hast es geschafft«, sagte Angela.

»Moravia läßt für uns noch einen Tisch aufstellen«, sagte der Verleger.

Seine Tochter umarmte und küßte ihn ungestüm. »Angela!« rügte ihr

Vater sie. »Willst du dich wohl benehmen?«
Vicky Bonney betupfte ihre Lippen mit der Serviette. Sie war zum Platzen voll. Jeden Abend durfte sie nicht so viel essen, sonst paßten ihr bald ihre Kleider nicht mehr. Das allein wäre nicht so tragisch gewesen. Schlimmer wäre es gewesen, wenn sie Tony Ballard nicht mehr gefallen hätte.
Sie legte die Serviette weg und war neugierig auf den geheimnisvollen Grafen Cassandrini.

***

»Ricarda!« Lando Volonte preßte es heiser hervor.
»Du bist betrunken, Lando«, sagte das rothaarige Mädchen.
»Ja, aber nicht mehr so sehr. Es geht mir schon wieder viel besser, und ich kann dir nicht sagen, wie froh ich bin, dich zu sehen.«
»Wieso bist du nicht in der Pizzeria?«
»Das fragst du noch? Ricarda, ich habe mir Sorgen um dich gemacht. Wenn du über Nacht fortgeblieben bist, hast du am nächsten Morgen wenigstens angerufen, damit ich Bescheid wußte, wo du bist. Warum hast du es diesmal nicht getan?«
»Ich werde von nun an nie mehr anrufen«, sagte Ricarda.
»Ich bin dein Bruder! Ich habe das Recht, das von dir zu verlangen!« sagte Lando Volonte energisch. »Verstehst du denn nicht? Du hättest einen Unfall haben können… Es hätte dir sonstwas zustoßen können…«
»Wärst du in der Lage gewesen, es zu verhindern, wenn du gewußt hättest, wo ich mich aufhalte? Nein.«
»Ich wünsche zu wissen, wo du dich herumtreibst, und damit basta!«
»Du bist nicht mein Vormund!«
»Mein liebes Kind, wir sind hier nicht in Amerika oder sonstwo. Wir leben in Italien, und in diesem Land herrschen noch viele ungeschriebene Gesetze. Eines davon lautet, daß ein junges Mädchen nicht einfach tun darf, was es will. Das finde ich nicht so schlecht. Mädchen werden bei uns besser behütet als anderswo.«
»Du meinst bewacht. Zuerst tut es der Bruder, dann der Ehemann. Die italienische Frau darf nur kochen, Kinder kriegen und den Mund halten. Wir haben keinerlei Rechte, aber jede Menge Pflichten, nicht wahr? So war das einmal…«
»So ist es immer noch!«
»Du gehörst mit deinen verzopften Ansichten ins vorige Jahrhundert, Lando Volonte.«
»Ich behandle dich zu gut, deshalb nimmst du dir soviel heraus, aber ich werde die Zügel von nun an etwas straffer halten.«
»Ich bin kein Ackergaul!«
»Du bist meine Schwester und wirst mir von nun an gehorchen!«

herrschte Lando Volonte sie an. Er seufzte. »Ricarda, kannst du denn nicht verstehen, daß ich nur dein Bestes will? Ich liebe dich. Wenn du nicht nach Hause kommst und nicht anrufst, quälen mich die schrecklichsten Befürchtungen. Das kannst du doch nicht wollen.«

Sein Ton war versöhnlicher geworden, und sie ging darauf ein. Langsam kam sie näher.

»Wir wollen uns nicht streiten, Lando.«

»Du warst mit Conte Cassandrini zusammen.«

Sie stutzte. »Woher weißt du das?«

»Man hat dich mit ihm wegfahren sehen.«

»Wir machten einen ausgedehnten Streifzug durch Roms Nachtlokale.«

»Und später?«

»Ein Motel«, sagte Ricarda und zuckte mit den Schultern. »Marco ist nicht mehr der Jüngste, aber ein sehr erfahrener Liebhaber. Es war wundervoll mit ihm.«

»Wann habt ihr euch getrennt?«

»Vor ein paar Stunden erst.«

»Warst du mit ihm in seinem Schloß?«

»Nein.«

»Warum belügst du mich, Ricarda?«

»Es ist die Wahrheit.«

»Und was ist das?« Lando riß einen Schuh aus der Hosentasche und warf ihn vor Ricardas Füße. »Und das?« Der zweite Schuh flog hinterher.

»Also gut, ich war in Marcos Schloß.«

»Warum wolltest du es mir nicht sagen?«

»Ich hielt es nicht für wichtig. Ich war mit Marco zusammen. Ob in einem Motel oder in seinem Schloß, was spielt das für eine Rolle?«

Lando Volonte kniff die Augen zusammen. »Was ist letzte Nacht geschehen, Ricarda?«

Sie schaute ihn amüsiert an. »Soll ich wirklich in allen Details schildern, wie Marco mich…«

»Nein, das interessiert mich nicht. Willst du gar nicht wissen, wo ich deine Schuhe gefunden habe? Sie lagen in der Halle dieses Schreckensschlosses. Ja, ich war da, und ich war im Keller. Ich habe Conte Cassandrini gesehen! Er lag in einem Sarg, aber er war nicht tot. Er schlief nur. Und in seinem Mundwinkel klebte eingetrocknetes Blut! Ricarda, dieser Mann ist ein Vampir! Ich wollte ihn vernichten, aber die Zeit reichte nicht mehr. Als die Sonne unterging, erwachte dieser blutgierige Teufel, und er machte Jagd auf mich! Er wollte mich umbringen! Ich schaffte es mit großer Mühe, mit heiler Haut davonzukommen, und nun möchte ich endlich von dir hören, wie du ihm entkommen bist.«

Ricarda Volonte schüttelte lächelnd den Kopf. »Ich bin ihm nicht entkommen, Lando.«
Ihr Lächeln wurde zu einer grausamen Grimasse, und ihre Lippen entblößten zwei schreckliche Vampirzähne.

***

Ich hatte zweimal versucht, Vicky Bonney in ihrem Hotel zu erreichen. Beide Male war sie nicht dagewesen. Nun versuchte ich es zum drittenmal. Während ich wartete, bis der Ruf nach Rom durchging, nahm ich einen Schluck von meinem Pernod. Ein Italiener meldete sich, und ich verlangte Vicky. Der Mann stellte durch, und diesmal klappte es. Vicky Bonney meldete sich. Als sie meine Stimme hörte, stieß sie einen Freudenschrei aus.
»Tony! Von wo aus rufst du an?«
»Ich bin wieder zu Hause«, sagte ich.
»Bist du in Ordnung?«
»Soweit ja. Aber du fehlst mir.«
»Wie war's in Amerika?«
Ich lächelte. »Anstrengend.«
»Habt ihr Kuli erwischt?«
»Leider nein.« Ich erzählte ihr, was Noel Bannister und ich erreicht hatten.
»Und was hast du nun vor?« wollte meine Freundin wissen.
»Erst mal ausspannen, neue Kräfte sammeln. Es hat sich viel getan in letzter Zeit. Manchmal überstürzten sich die Ereignisse geradezu.«
»Wie wär's, wenn du nach Rom kommen würdest? Vladek ist auch hier. Er würde sich freuen, dich wiederzusehen. Du kämst auf andere Gedanken. Wir wären zusammen. Massimo Giordo, mein italienischer Verleger, und seine Tochter Angela sind überaus nette Leute. Wir haben vor, uns heute die Mitternachtsmodenschau Ennio Moravias anzusehen…«
Ich lachte. »Da bleiben mit Sicherheit einige Modelle hängen.«
»Mal sehen. Wenn mir etwas gefällt, werde ich es kaufen. Geld ist schließlich dazu da, daß es ausgegeben wird. Der Star der Nacht soll ein bleicher, geheimnisumwitterter Graf sein, der das Tageslicht scheut, als wäre er ein Vampir. Die meisten Leute sehen sich die Vorführung nur seinetwegen an. Kein anderer soll so effektvoll über den Laufsteig schreiten.«
»Dann paß mal auf, daß der mysteriöse Graf dich nicht zum Blutspenden auffordert«, erwiderte ich amüsiert.
»Kommst du morgen nach Rom, Tony?«
»Würde ich dir damit eine Freude machen?«
»Eine sehr große sogar.«
»Dann bleibt mir ja gar nichts anderes übrig, als in die Ewige Stadt

zu jetten. Ich bringe Mr. Silver mit, und dann lassen wir ein schönes kleines Familienfest steigen.«

»Herrlich.«

»Viel Vergnügen bei der Mitternachtsshow.«

»Schönen Dank. Liebst du mich noch?«

»Ich glaube ja.«

»Scheusal«, sagte Vicky und legte auf.

Ich wies auf den Apparat und sagte zu Mr. Silver: »Hast du gehört? Du fliegst mit mir morgen nach Rom.«

»Angenommen, ich will nicht.«

»Dann wirst du von mir verschnürt und als Paket rübergeschickt. Aber ich warne dich. Im Frachtraum eines Flugzeugs soll's sehr ungemütlich sein. Da geht's nicht ohne Dellen ab.«

***

Wut, Panik, Entsetzen, Trauer, Verzweiflung - das und noch viel mehr stürmte auf Lando Volonte ein, als er erkannte, daß Conte Cassandrini, dieser bleiche Satan, seine Schwester zum Vampir gemacht hatte.

»Ricarda«, sagte er zutiefst erschüttert. »Meine geliebte Schwester! Was hat dir dieses Ungeheuer angetan?«

»Es war nicht so schrecklich, wie du denkst, Lando.«

»Aber du bist tot.«

»Es war ein süßer Tod. Ich war dumm, mich so sehr davor zu fürchten. Meine Angst war unbegründet. Als Marco mich küßte, schwanden mir beinahe die Sinne. Ich verlor mich in ihm, ging in ihm auf, spürte, wie ich zu einem anderen Wesen wurde. Ich wußte, daß ich starb, daß mein Blut auf den Vampir überging, aber es machte mir nichts aus, denn ich fühlte gleichzeitig eine andere Kraft auf mich überströmen. Eine Kraft, die mir ewiges Leben garantiert. Ich werde nicht altern, werde immer so aussehen wie heute. Ich werde noch in hundert Jahren leben, und ich möchte, daß du dann auch noch bei mir bist. Laß dich umarmen, Bruder.«

»Nein!« Er schüttelte verstört den Kopf. Schlagartig wurde er völlig nüchtern. Mit hölzernen Schritten wich er zurück. »Nein, Ricarda.«

»Wehr dich nicht, Lando. Ich werde dich sehr sanft küssen, du wirst es genießen. Hab keine Angst. Ich verhelfe dir zu einem anderen, besseren Leben. Wir müssen zusammenbleiben, Lando.«

»Das ist nicht mehr möglich. Ich habe dich verloren. Cassandrini muß das büßen.«

»Ich lasse nicht zu, daß du ihm etwas antust. Conte Cassandrini ist mein Meister. Ich gehöre ihm, und ich gehorche ihm. Du mußt so werden wie ich, Lando. Der Meister will es!«

Der junge Mann blickte sich gehetzt um. Wenn Ricarda sich auf ihn

stürzte, wußte er nicht, wie er sie abwehren sollte. Sie war jetzt eine gefährliche Blutsaugerin. Es wäre ein Fehler gewesen, in ihr noch einen Menschen zu sehen. Das war sie nicht mehr. Seit der Vampirkeim in ihr aufgegangen war, war sie ein Schattenwesen, von dem sich alle Menschen in acht nehmen mußten, das man töten mußte.

Ja, töten! Vernichten! Unschädlich machen!

Denn ihr Bluthunger würde sie Nacht für Nacht aus ihrem Versteck treiben und zwingen, Jagd auf Menschen zu machen, Männer, Frauen, Kinder, Greise - ihr war es egal, wer ihre Opfer waren. Sie war nur an einem interessiert: an Blut.

Und daran, den Keim des Bösen weiterzugeben!

Jetzt breitete sie die Arme aus; Ihre Augen hatten einen widerwärtigen gierigen Glanz.

Für Lando Volonte war es erschütternd und unbegreiflich, daß seine Schwester zum Vampir geworden war. Er konnte sich überhaupt nicht erklären, wie es diese schrecklichen Wesen geben konnte.

Seit Anbruch der Dunkelheit war sein Leben nun schon zum zweitenmal in Gefahr.

»Ich liebe dich, Bruder«, flüsterte die Vampirin.

Es hörte sich an, als würde sie sagen: »Ich hasse dich!«

»Ich brauche dich, brauche dein Blut. Ich habe Hunger, Lando. Er brennt und schmerzt in meinen Eingeweiden. Mit deiner Hilfe kann ich ihn stillen.«

Lando Volonte suchte verzweifelt nach einer Waffe. Auf einem kleinen Schreibtisch lag ein Brieföffner aus Messing, doch was konnte er Ricarda damit schon anhaben? Er konnte damit auf sie einstechen, sooft er wollte, sie würde ihn auslachen.

Es gibt nur ein paar Dinge, mit denen man einen Vampir töten kann. Mit einem Messingbrieföffner ging es garantiert nicht.

Lando machte einen Schritt nach links. Ricarda bewegte sich katzengewandt in die gleiche Richtung.

»Du machst es mir nicht leicht, an dein Blut zu kommen, Bruder«, zischte das hungrige Mädchen. »Aber ich brauche es, und ich werde es bekommen!«

Der junge Mann versuchte rechts an seiner Schwester vorbeizulaufen, doch Ricarda warf sich fauchend auf ihn. Gierig streckte sie ihm ihre Hände entgegen.

Lando Volonte stieß sie zurück und versuchte die Tür zu erreichen, doch die Vampirin schlang ihm blitzartig die Telefonschnur um den Hals. Ein harter Ruck nahm ihm den Atem. Er wehrte sich verzweifelt, versuchte die Finger unter den isolierten Draht zu schieben, um wieder Luft zu bekommen, doch Ricarda war unglaublich stark.

Ihm drohte schwarz vor den Augen zu werden. Bevor ihn die

Ohnmacht wirklich übermannte, gab er auf. Er wehrte sich nicht mehr, seine Arme sanken langsam nach unten. Er leistete keinen Widerstand mehr, gab sich geschlagen.

Da Ricarda nach seinem Blut gierte, mußte er leben, damit sie es trinken konnte. Also würde sie ihn nicht erdrosseln. Er sollte lediglich das Bewußtsein verlieren, und das spielte er ihr vor.

Er schloß die Augen und sackte zusammen.

Und die Vampirin fiel darauf herein. Sie ließ das Kabel sofort los, nahm es von seinem Hals. Er beobachtete sie durch schmale Augenschlitze. Sie beugte sich über ihn, und in dem Moment, als sie zubeißen wollte, wälzte sich Lando Volonte in Gedankenschnelle zur Seite.

Obwohl entkräftet, sprang er auf, und diesmal war der Weg zur Tür frei. Er riß sie auf und stürmte hinaus, die Treppe hinunter und versteckte sich zwischen Büschen und Bäumen.

Was für eine entsetzliche Nacht! dachte er, während er seinen schmerzenden Hals massierte. In der Nähe knisterten Zweige. Ricarda suchte ihn. Natürlich, so schnell gab sie nicht auf. Nach wie vor wollte sie sein Blut trinken, damit er so wurde wie sie.

Er schüttelte verzweifelt den Kopf und lauschte angestrengt. Keinen Millimeter rührte er sich von der Stelle, denn er wollte sich mit keinem Geräusch verraten.

Als er Ricardas Gestalt zwischen den Zweigen eines Haselnußstrauchs sah, duckte er sich. Sie blieb stehen, blickte sich suchend um, ging weiter, kehrte aber bald um, und als sie auf ihn zukam, traf ihn vor Angst fast der Schlag. Aber sie stoppte zum Glück nach wenigen Schritten und lief in eine andere Richtung.

Lando Volonte atmete erleichtert auf, aber er rührte sich weiterhin nicht vom Fleck, denn er traute dem Frieden nicht.

Ricarda konnte sich irgendwo versteckt haben, um auf ihn zu warten.

Er ließ fünf Minuten verstreichen, dann richtete er sich vorsichtig auf und schaute sich gewissenhaft um.

Ricarda schien seine Spur verloren zu haben. Nun erschien es ihm doch angeraten, die Polizei zu informieren. Ob sie ihm glaubten oder nicht, er würde verlangen, daß man ihn in Schutzhaft nahm, und gleich morgen früh würde er sich in die Basicila di San Paolo begeben und mit dem Priester über sein Problem reden.

Langsam setzte er die ersten Schritte, dann ging er schneller - und bald lief er. Er rannte zur Ponte G. Marconi. Drüben, auf der Piazza a Righi, gab es eine Polizeistation. Die mußte er schnellstens erreichen.

Lange hielt er nicht durch. Zuviel war ihm heute schon an Kräften abverlangt worden. Er war kein Hochleistungssportler. Mitten auf der Brücke über den Tiber konnte er nicht weiter. Ein stechender Schmerz war in seiner Seite und peinigte ihn bei jedem Atemzug. Er beugte

sich über die steinerne Brüstung und blickte zum schwarzen Tiber hinunter.

Ein paar Minuten, sagte er sich. Nur ein paar Minuten, dann geht es wieder.

Aber Ricarda gewährte sie ihm nicht. Er bemerkte sie nicht, als sie sich an ihn heranpirschte. Er glaubte, allein auf der Brücke zu sein, doch plötzlich fiel sie über ihn her, und sie war immer noch stark.

Diesmal schaffte er es nicht mehr, sie abzuwehren. Er schrie um Hilfe, doch niemand hörte ihn.

Sehr schnell erlahmte sein Widerstand, und das verzerrte Gesicht der Vampirin kam seinem Hals immer näher. Schon spürte er Ricardas Zähne an seiner Halsschlagader, und dann war ihm, als würden zwei spitze Nadeln eindringen.

Wieder schrie er seine furchtbare Verzweiflung heraus. Gleichzeitig warf er sich zurück. Die Vampirin klammerte sich an ihn, und so stürzten sie beide von der Brücke in den Fluß.

Klatschend tauchten die beiden Körper in den Tiber.

Fließendes Wasser!

Es war tödlich für Ricarda.

Lando Volonte spürte, wie sie zuckte. Er wollte sich von ihr lösen, doch selbst im Tod, der sie jäh ereilte, klammerte sie sich weiter an ihn, und er war zu schwach, um mit der Toten an die Wasseroberfläche zu gelangen.

So wurde Lando Volonte zwar kein Opfer eines Blutsaugers, und doch verlor er in dieser grauenvollen Nacht das Leben, indem er ertrank. Der Fluß trug sie beide fort, den jungen Mann und das Mädchen.

Irgendwann und irgendwo würden ihre Körper angeschwemmt werden, und niemand würde wissen, daß Ricarda Volonte eine Vampirin gewesen war, denn das fließende Wasser hatte sie erlöst. Der böse Fluch war nicht mehr in ihr…

***

Vicky Bonney hätte es nicht für möglich gehalten, daß zu dieser späten Stunde noch so viele Menschen auf den Beinen waren.

Nach dem Abendessen war sie in ihr Hotel zurückgekehrt, wo Tony Ballard sie erreicht hatte. Sie hatte reichlich Zeit gehabt, sich für die Mitternachtsmodenschau umzuziehen und zu schminken, und um halb zwölf stieg sie mit Vladek Rodensky in den Wagen des Verlegers.

»Sie werden von Ennio Moravias Kreationen begeistert sein«, prophezeite Angela Giordo. »Er ist nicht so verrückt wie viele andere Meister der Haute Couture. Seine Modelle sind tragbar, haben dennoch Schick und einen unverwechselbaren Stil. Ich hoffe, Sie haben Ihr Scheckheft dabei. Es könnte sehr leicht sein, daß Sie es

brauchen, Miß Bonney.«

Vladek sagte: »Wenn du deines vergessen hast, kannst du gern über meines verfügen.«

Massimo Giordo trug einen weinroten Smoking. Vladek Rodensky schwarze Hosen und ein weißes Smokingjackett. Sie waren alle sehr festlich gekleidet. Das Kleid, das Angela trug, gefiel Vicky sehr gut. Es hatte verspielte Rüschen um den Hals und an den Ärmeln - und es war ein Modell von Ennio Moravia.

Vicky Bonney war auf den Modeschöpfer genauso neugierig wie auf den geheimnisvollen Conte Cassandrini.

Das alte Kastell aus braunen, teilweise mit Moos bewachsenen Steinen war ein einmaliger, malerischer Rahmen, wie er attraktiver nicht hätte sein können.

Prickelnde Spannung lag in der Luft. Vicky Bonney überlegte, wie sie die Atmosphäre beschrieben hätte, wenn sie sie zu Papier bringen wollte. Es wäre nicht einfach gewesen, denn es gab so vieles Ungreifbares, Unbegreifliches und Unbeschreibliches, das in seiner Gesamtheit eine Atmosphäre ausmachte, wie sie die Schriftstellerin noch nie erlebt hatte.

Die Gäste saßen an kleinen runden Tischen, auf denen gelbe Windlichter standen. Verborgene Scheinwerfer illuminierten die mittelalterliche Kulisse, hoben die Mauern des Gebäudes auf eine unwirkliche Weise aus der Dunkelheit.

Leise Musik schien in der Luft zu entstehen und senkte sich unaufdringlich auf die Gäste herab.

Vor einem im Dunkeln liegenden Säulengang befand sich ein etwas erhöhter Laufsteg, und dorthin führte ein livrierter Mann Massimo Giordo und seine Gäste.

Auf dem Tisch standen Gläser. Ein Kellner brachte zwei Karaffen, eine mit Weißwein und eine mit Rotwein. Das war im Eintrittspreis inbegriffen.

Der Verleger übernahm die Rolle des Gastgebers und füllte die Gläser, und wenig später begann die Mitternachtsmodenschau.

Effektvoll schlug eine nahe Turmuhr zwölfmal, und sobald der letzte Schlag verhallt war, erschien Ennio Moravia, um seine Gäste persönlich zu begrüßen.

Er sah aus wie ein schillernder Paradiesvogel, war extravagant gekleidet, wie man es von einem Modeschöpfer erwartete, und bewegte sich stolz wie ein Pfau.

»Der Mann weiß sich zu verkaufen«, sagte Vladek Rodensky beeindruckt.

»Seine Show läuft nach einem raffinierten dramaturgischen Konzept ab«, sagte Angela Giordo. »Sie werden sehen, es gibt keine Leerläufe, und die Musik ist auf das jeweilige Modell abgestimmt. Moravia

versteht es meisterhaft, gleichermaßen Spannung wie Entspannung zu erzeugen.«

Ennio Moravia war nicht besonders groß, ein wenig dicklich, und wenn er sich nicht so ausgefallen gekleidet hätte, wäre er ein sehr unscheinbarer Mensch gewesen, den kaum jemand beachtet hätte.

Aber Vicky Bonney spürte, daß dieser Mann Größe hatte, daß er eine Persönlichkeit war.

Was er sagte, klang locker, witzig und spritzig, und Vicky erfuhr von Angela Giordo, daß er aus dem Stegreif sprach. Seine einleitenden Worte waren an keinem Abend dieselben.

Er besaß feine Sensoren und erkannte genau, was heute nacht bei diesen Gästen ankam. Morgen schon stellte er sich auf andere Menschen ein, und er wußte sie alle für sich zu gewinnen.

Natürlich ließ er es sich nicht entgehen, seinen Freund, den bekannten Verleger Massimo Giordo, herzlich zu begrüßen, und einen ganz besonderen Gruß richtete er an Miß Vicky Bonney aus England, die erfolgreiche Schriftstellerin, und ein unerwartet frenetischer Applaus ließ Vicky überrascht erkennen, wie viele Menschen sie kannten und mochten.

Dann begann die Modenschau, und Vicky war von einigen Modellen so angetan, daß sie nicht umhin konnte, sie sich zu notieren.

Es war so, wie Angela Giordo sagte. Die Spannung wurde in dieser Nacht von Modell zu Modell hochgeschaukelt, und als Vicky Bonney meinte, eine weitere Steigerung wäre nicht mehr möglich - erst dann erschien Conte Cassandrini.

Selbstverständlich wurde er von Ennio Moravia speziell angekündigt. Der Modeschöpfer sagte, es wäre ihm eine Freude und eine Ehre, seinen Gästen einen echten Grafen präsentieren zu dürfen.

»Er bringt irgend etwas mit«, sagte Vladek Rodensky. »Ich kann es nicht erklären, aber den Grafen umgibt ein ganz eigenartiges Fluidum.«

Vicky Bonney war von diesem bleichen, eleganten Mann genauso fasziniert wie alle anderen Frauen. Seine Bewegungen waren geschmeidig, drückten Hochmut und Arroganz aus, aber auch Grandezza und eigenwillige Vornehmheit.

»Er ist ein Magnet«, flüsterte Angela Giordo. »Er zieht die Frauenherzen an.«

»Er besitzt eine unglaublich starke Ausstrahlung«, bemerkte Vicky Bonney. »Man kann sich ihr einfach nicht entziehen. Ich habe *so* etwas noch nie erlebt.«

»Er ist ein Mann von Welt«, sprach Angela weiter. »War lange Zeit im Ausland.«

»Es muß sehr interessant sein, sich mit ihm zu unterhalten«, sagte die Schriftstellerin.

»Wenn Sie wollen, hole ich ihn und Ennio Moravia nach der Modenschau an unseren Tisch«, sagte Massimo Giordo.

»Gute Idee«, erwiderte Vicky.

Der Blick des Grafen traf sie in diesem Augenblick, und sie zuckte kaum merklich zusammen. In seinen Augen befand sich eine zwingende, hypnotische Kraft, die ihr wie ein Messer unter die Haut ging. Interessierte sich Conte Cassandrini für sie? Es kam ihr so vor.

Mit jedem Modell, das der elegante grauhaarige Mann präsentierte, schien er nur noch für Vicky Bonney über den Laufsteg zu schreiten. Sie gewann mehr und mehr den Eindruck, er führte Ennio Moravias Kreationen nur noch ihr und sonst niemandem vor. War es möglich, daß er dieses Gefühl jeder anwesenden Frau vermittelte?

Zum Abschluß erschienen jene Modelle noch einmal, die in dieser Nacht am besten angekommen waren, und der Meister verneigte sich dankbar vor seinen begeisterten Gästen.

Massimo Giordo holte den Modeschöpfer und sein gräfliches Starmodell, und so lernte Vicky Bonney einen Mann kennen, wie es keinen zweiten in ganz Italien gab, wie Ennio Moravia behauptete.

Vicky lobte die vielen schönen Kleider, die Moravia entworfen hatte. Sie sagte, bei dieser eindrucksvollen Show würde einem die Wahl schwer gemacht. Moravia nahm dieses Kompliment mit einem dankbaren Lächeln entgegen.

Vicky fiel auf, daß Conte Cassandrini sie fast ständig ansah. Sie schien ihm zu gefallen; darüber freute sie sich zwar, aber allmählich wurde ihr sein Blick unangenehm.

Er beteiligte sich erst nach und nach an dem Gespräch, war ganz vornehme Zurückhaltung, ließ seine dunklen Augen reden.

Er war ein faszinierender Mann, das spürte Vicky Bonney pausenlos. Seine Stimme klang voll und warm. Seine Worte waren überlegt gewählt, und was er sagte, war intelligent.

Ganz deutlich fühlte die blonde Schriftstellerin, daß sie eine Eroberung gemacht hatte. Manchmal führten das Gespräch nur der Graf und sie, und mit jedem Wort, das er sagte, schien er sie beeindrucken und mehr für sich gewinnen zu wollen.

Natürlich blieb das niemandem am Tisch verborgen, und das war Vicky Bonney ein bißchen peinlich. Der Graf und sie rückten immer mehr in den Mittelpunkt, und obwohl es der außergewöhnlichste Abend ihres Lebens war, war sie froh, als Vladek Rodensky bemerkte, es wäre Zeit, nach Hause zu gehen.

Vicky warf ihm einen dankbaren Blick zu.

Starrte der Graf ihren Freund ganz kurz sehr ärgerlich an? Der wütende Ausdruck verschwand gleich wieder aus seinen dunklen Augen, und Vicky hoffte, daß sie sich geirrt hatte.

Große Verabschiedung…

Kühl und kräftig war der Händedruck des Grafen, und er raunte ihr so, daß es die anderen nicht hören konnten, zu, daß er sie gern wiedersehen würde.

Sie sagte weder ja noch nein, mußte diese Begegnung erst mal geistig verdauen.

Conte Cassandrini fragte, ob er sie anrufen dürfe.

Sie brauchte ihm keine Antwort zu geben, denn Angela Giordo drängte sich herzlich lachend zwischen sie, um sich auch vom Grafen zu verabschieden.

Und dann saß Vicky Bonney im Wagen ihres italienischen Verlegers. Vladek saß neben ihr, doch sie nahm ihn kaum wahr. Conte Cassandrini hatte sie so sehr beeindruckt, daß sie sich in Gedanken immerzu mit ihm beschäftigen mußte.

Ein außergewöhnlicher Mann. Nicht zu vergleichen mit irgendeinem, anderen Menschen, den Vicky Bonney kannte.

Er wollte sie wiedersehen. Allein… Sie fühlte, daß das nicht ungefährlich war. Dieser Mann schien einer Frau mühelos seinen Willen aufzwingen zu können. Vielleicht hätte Vicky, wenn sie mit ihm allein gewesen wäre, Dinge getan, die sie nicht tun wollte, zu denen Conte Cassandrini sie aber mit seinem hypnotischen Blick verleiten konnte. Sie sagte sich, daß es ratsamer war, diesem rätselhaften Mann in Zukunft fernzubleiben. Sollte er sie morgen anrufen, würde sie ihm klipp und klar sagen, daß sie mit ihm einen großartigen Abend verbracht hatte, jedoch keine Zeit erübrigen könne, um ihn wiederzusehen.

Er würde das verstehen.

Während der Fahrt zum Hotel sprach Vicky Bonney kaum. Die Unterhaltung pendelte zwischen Vladek Rodensky, Angela Giordo und deren Vater hin und her.

Vicky war ihnen dankbar, daß sie sie in Ruhe ließen. So konnte sie eine erste Ordnung in ihre wirren Gedanken bringen.

Merkwürdig, kein Mann hatte sie in so kurzer Zeit so sehr verwirrt wie Conte Cassandrini. War er wirklich nur bleich geschminkt, oder war er tatsächlich so blaß?

Als sie beim Hotel ankamen, drängte Angela Giordo darauf, in der Bar noch einen Drink zu nehmen, doch niemand begeisterte sich für ihren Vorschlag.

Die Verabschiedung fiel kurz aus. Der Verleger erinnerte Vicky Bonney an zwei Termine am späten Vormittag. Vicky versprach, sie nicht zu verschlafen, und dann betrat sie mit Vladek Rodensky das Hotel.

»Ein erlebnisreicher erster Tag in Rom«, sagte der Brillenfabrikant.

»Kann man sagen«, erwiderte Vicky seufzend. »Eigentlich ist es bereits der zweite Tag. Wir haben drei Uhr morgens.«

»Du wirst in ein paar Stunden viel Rouge auflegen müssen, um frisch auszusehen.«

»Ach, dieses eine Mal stecke ich weg, ohne gleich um zehn Jahre zu altern«, sagte Vicky lächelnd. »Dieser Conte Cassandrini hat mich ungemein beeindruckt.«

»Uns alle. Und ich irre mich bestimmt nicht, wenn ich sage, daß er von dir ebenso fasziniert war.«

»Er möchte mich wiedersehen.«

»Und du?«

Vicky schüttelte den Kopf. »Vielleicht würde er sich Chancen ausrechnen, wenn ich mich allein mit ihm treffe.«

»Hätte er welche?«

»Ich liebe Tony«, sagte Vicky, und es klang beinahe entrüstet.

Endlich kam der Lift, sie stiegen ein und fuhren nach oben. Sehr ruhig war es im Hotel. Alle Gäste schliefen. Vor Vickys Tür blieben sie stehen.

»Bis morgen«, sagte Vladek Rodensky.

»Ja, bis morgen«, erwiderte Vicky und küßte seine Wangen. Dann betrat sie ihr Zimmer und setzte sich geistesabwesend. Wieder beschäftigten sich ihre Gedanken mit Conte Cassandrini. Würde sie überhaupt die Willensstärke aufbringen, nein zu sagen, wenn er anrief und sie um ein Rendezvous bat?

Am Telefon schon, dachte sie. Ich darf ihm nur nicht in die Augen sehen, in diese sonderbaren, nachtschwarzen Augen…

Sie wußte nicht, wieviel Zeit verging.

Plötzlich vernahm sie ein leises, zaghaftes Klopfen an der Tür.

Vladek? Natürlich dachte sie zuerst an ihn, denn er wohnte gleich nebenan. Aber konnte es nicht auch… Conte Cassandrini sein?

Bei diesem Gedanken überlief es sie kalt.

Nein, den Grafen wollte sie jetzt nicht wiedersehen. Auf gar keinen Fall würde sie erlauben, daß er ihr Zimmer betrat. Das wollte sie ihm sehr energisch klarmachen.

Sie begab sich zur Tür und staunte, als sie draußen weder Vladek Rodensky noch Conte Cassandrini, sondern Angela Giordo stehen sah.

Ein schelmisches Lächeln umspielte die Lippen des jungen schwarzhaarigen Mädchens. »Darf ich reinkommen, Miß Bonney?«

»Angela… Wie kommen Sie hierher? Sie sind mit Ihrem Vater doch nach Hause gefahren.«

Das hübsche Mädchen kicherte. »Das stimmt, aber ich bin nicht zu Hause geblieben. Papa weiß nicht, daß ich mich heimlich davongemacht habe… Lassen Sie mich nicht ein, Miß Bonney? Sollen alle Gäste durch unser Gespräch gestört werden? Ich hatte nicht den Eindruck, daß Sie nach dem Besuch der Mitternachtsmodenschau gleich zu Bett gehen würden, und ich habe mich nicht geirrt. Zu viele

Dinge gehen Ihnen durch den Kopf, habe ich recht? Sie brauchen jemanden, mit dem Sie sprechen können.«

Vicky Bonney gab endlich die Tür frei.

Angela spazierte an ihr vorbei und winkte mit einer Flasche und zwei Gläsern.

»Sie mögen Sherry. Ich weiß es.«

»Woher haben Sie die Flasche?«

»Aus der Hotelbar. Mein Vorschlag, noch etwas zu trinken, stieß auf keine Gegenliebe, aber nun werden Sie mich nicht allein trinken lassen, nicht wahr?«

»Angela, wissen Sie, wie spät es ist?«

»Oh, die Zeit ist irgendwo zwischen Mitternacht und Morgen angesiedelt. Wußten Sie, daß es viele Menschen gibt, die ihren ersten Drink erst nehmen, wenn die Sonne untergegangen ist. Wir müssen uns beeilen. Sonst geht sie auf, ehe ich die Gläser gefüllt habe.« Angela Giordo lachte leise. »Der Graf hat Sie sehr beeindruckt. Möchten Sie sich mit mir über ihn unterhalten?«

»Ich glaube, ich würde lieber zu Bett gehen«, antwortete die Schriftstellerin.

»Soll ich Ihnen ein Geheimnis anvertrauen, Miß Bonney? Conte Cassandrini begehrt sie.«

Vicky erschrak. »Hat er das gesagt?«

»Nein, aber ich habe es gemerkt. Wie er Sie ansah… Das muß Ihnen doch auch aufgefallen sein. Dieser Mann will Sie haben. Man könnte Sie fast beneiden.«

Obwohl Vicky das gespürt hatte, hatte sie es nicht wahrhaben wollen, und es entsetzte sie, dies nun aus Angela Giordos Mund zu erfahren. Die Tochter des Verlegers öffnete die Sherry-Flasche und füllte die beiden Gläser. Eines davon reichte sie der Schriftstellerin.

»Wollen Sie mehr über Conte Cassandrini erfahren?« fragte Angela mit einem eigenartigen Lächeln. »Ich kann Ihnen viel über ihn erzählen.«

»Woher wissen Sie über ihn Bescheid?« fragte Vicky und nahm das Glas in die Hand.

»Ich kenne ihn sehr gut.«

Vicky fragte sich, wie diese Antwort auszulegen war, doch sie wollte nicht so indiskret sein, Angela zu fragen, ob sie ein Verhältnis mit dem Grafen hatte.

»Trinken wir auf Conte Cassandrini«, sagte die junge Italienerin. »Auf den einmaligsten, faszinierendsten Mann Italiens.«

Vicky stimmte dem nicht zu, aber sie trank, und der Sherry schmeckte ausgezeichnet.

»Man spricht sehr viel über Marco Cassandrini«, sagte Angela Giordo. »Es ist nicht immer schön, was man sich über ihn erzählt. Manche

halten ihn für unheimlich, andere für grausam. Die Leute sagen, es müsse einen Grund dafür geben, weshalb er so bleich ist. Einige halten ihn für krank, andere für verrückt, doch er ist weder das eine noch das andere. Er hat guten Grund, die Sonne zu meiden. Er haßt sie sogar, und er fürchtet ihre grellen Strahlen.«

»Er fürchtet sie?« fragte Vicky Bonney überrascht. »Warum?«

Angela kicherte. »Kommen Sie nicht von selbst drauf, Miß Bonney? Sie sind die Freundin eines erfolgreichen Dämonenjägers. Sie schreiben packende Bücher über Tony Ballards Abenteuer - und können sich auf das gesagte keinen Reim machen? Dann will ich Ihnen Conte Cassandrinis größtes Geheimnis anvertrauen: er ist ein Vampir, ein Schattenwesen, ein Blutsauger.«

Vicky starrte das Mädchen entgeistert an.

Angela nickte bestätigend. »Ja, Miß Bonney. Sie haben mit einem Vampir am Tisch gesessen, und dieser Vampir begehrt Sie.«

»Wenn das wirklich wahr ist«, stieß die Schriftstellerin aufgeregt hervor, »mußte man ihn vernichten.«

Jetzt schüttelte Angela Giordo den Kopf und wurde sehr ernst. »Das würde ich nicht zulassen.«

Vicky Bonney wurde immer verwirrter. »Sie sind sich offenbar der Gefahr nicht bewußt, die von einem Vampir ausgeht, Angela.«

»Doch, ich weiß Bescheid.«

»Trotzdem würden Sie verhindern wollen, daß man den Blutsauger unschädlich macht? Warum?«

»Ich bin in der glücklichen Lage, Ihnen noch ein Geheimnis anvertrauen zu können, Miß Bonney«, sagte Angela Giordo kalt lächelnd. »*Mein* Geheimnis.«

Sie stellte ihr Glas weg und öffnete langsam den Rüschenkragen ihres Modellkleids. Sie zog den Kragen an der rechten Halsseite ein wenig zur Seite, und Vicky Bonney starrte fassungslos auf die beiden Punkte über der Halsschlagader.

Der Biß eines Vampirs!

»Ich bin Conte Cassandrinis Blutbraut«, gestand das junge Mädchen freimütig. »Er wird mich zu seiner Gefährtin machen. Begreifen Sie jetzt, wieso ich niemals zulassen würde, daß man ihn vernichtet? Ich werde bald so sein wie er. Wir treffen uns oft und ganz heimlich. Niemand weiß davon, auch mein Vater nicht. Ich bin Marcos' Auserwählte. Mein Blut ist für ihn etwas Besonderes. Eine Köstlichkeit. Ich werde sterben, aber nicht so schnell wie die andern. Bald wird kein Tropfen Blut mehr in meinen Adern sein. Dann werde ich so sein wie Marco. Ich werde zu ihm auf sein Schloß gehen und mit ihm für immer zusammenbleiben. Und ich werde mich auch von Blut ernähren. Wie Conte Cassandrini.«

Erschüttert und zutiefst entsetzt hatte Vicky Bonney zugehört. »Sie

dürfen es nicht soweit kommen lassen, Angela. Noch sind Sie nicht verloren; Sie können noch gerettet werden!«

»Das will ich nicht.«

»Weil Cassandrini Sie bereits vergiftet hat. Sie sehnen sich nach ihm, obwohl Sie wissen, daß er Ihr Verhängnis ist. Sie wollen, daß er Ihr Blut trinkt, obwohl Ihnen klar ist, daß er Sie damit tötet.«

»Es macht mir nichts aus.«

»Angela, Sie *müssen* sich helfen lassen. Sie sind verblendet. Es ist nicht wahr, daß Sie wirklich sterben wollen. Es ist der Wunsch des grausamen Vampirs. Sie müssen dagegen ankämpfen, dürfen diesen schrecklichen Blutsauger nicht mehr sehen, müssen ihm fernbleiben. Tragen Sie ein geweihtes Silberkreuz um den Hals, hängen Sie Knoblauch in Ihr Zimmer, schlafen Sie bei geschlossenem Fenster, beten Sie am Tag und nehmen Sie ein starkes Schlafmittel, bevor Sie zu Bett gehen. Wagen Sie sich bei Anbruch der Dunkelheit nicht mehr aus dem Haus, dann kann Ihnen der Blutsauger nicht mehr gefährlich werden. Wenn Sie all das genau befolgen, können Sie von der furchtbaren Vampirkrankheit geheilt werden.«

»Ich werde nichts von all dem tun, Miß Bonney«, sagte das Mädchen hart.

»Dann… dann werde ich Sie zwingen… O…« Vicky faßte sich an die Schläfen, merkte, daß sie schwankte.

Sie schaute Angela Giordo an. Zuerst verwundert, dann erschrocken.

Das Mädchen lachte gemein.

Vicky hatte den Eindruck, das Gesicht der jungen Italienerin würde zerfließen.

»Angela… mir ist so komisch…«

»Das wundert mich nicht«, sagte die Tochter des Verlegers spöttisch. »Ich habe etwas in Ihren Sherry getan. Sie werden gleich umfallen.« Und schon passierte es…

***

Vladek Rodensky holte uns vom Flugplatz ab. Ich nahm an, Vicky müsse irgendwelchen Verpflichtungen nachkommen, und erkundigte mich deshalb nicht nach ihr.

»Wie war die Mitternachtsmodenschau?« wollte ich wissen. »Ist es wirklich eine so tolle Attraktion?«

»Es gibt auf der ganzen Welt nichts Vergleichbares«, sagte unser Freund. Wenn er das behauptete, stimmte es, denn er kam viel in der Welt herum, sowohl beruflich als auch privat.

Ich freute mich ehrlich, Vladek wiederzusehen. Wenn er sich auch freute, konnte er es gut verbergen.

Wir strebten dem Ausgang zu. Eine rassige Italienerin drehte sich nach Mr. Silver um. Ihr Blick saugte sich an dem Hünen mit den

Silberhaaren fest, und ich sah, wie er sie angrinste.

»Der Herzensbrecher vom Dienst ist zur Zeit Adriano Celentano«, sagte ich. »Willst du ihm den Rang ablaufen?«

»Hübsch, die Kleine«, sagte der Ex-Dämon.

»Soll ich sie nach ihrer Telefonnummer fragen?«

»Nicht nötig, die habe ich schon«, erwiderte der Hüne. Er hatte dafür wieder einmal seine übernatürlichen Fähigkeiten mißbraucht.

Vladek Rodensky hatte seinen fahrbaren Untersatz auf Hochglanz polieren lassen. Nachdem ich meine Reisetasche in den Kofferraum gestellt hatte, hielt ich Vladek am Ärmel fest.

»Ich habe dich schon mal fröhlicher erlebt. Was ist dir über die Leber gelaufen?«

Vladek nagte an der Unterlippe.

»Nun komm schon, spuck's aus.«

»Ich wollte euch damit nicht gleich auf dem Flugplatz überfallen«, sagte Vladek mit belegter Stimme. Wie ein geprügelter Hund kam er mir vor. Ständig hielt er seine eisigblauen Augen niedergeschlagen.

»Was ist das Problem, Vladek?«

Jetzt schaute der Brillenfabrikant an mir vorbei. »Es ist… wegen Vicky.«

Mir war, als hätte mir jemand seine eiskalte Faust ins Genick geschlagen, und ich forderte Vladek auf, weiterzusprechen.

»Ich weiß nicht, wo sie ist«, sagte Vladek.

»Und deshalb machst du dir Sorgen? Habt ihr vereinbart, daß sie sich bei dir an- und abmeldet?«

»Das nicht, aber wir haben heute weder zusammen gefrühstückt noch miteinander gesprochen.«

»Sie wird es eilig gehabt haben. Massimo Giordo hat ihren Terminkalender garantiert bis obenhin vollgestopft.«

»Leider weiß auch Giordo nicht, wo Vicky steckt.«

Ich warf Mr. Silver einen beunruhigten Blick zu. »Das ist allerdings ein Grund, sich Sorgen zu machen.«

Vladek wollte uns zum Hotel fahren, doch ich verlangte, daß er uns zu Massimo Giordo brachte.

»Er ist im Verlag.«

»Dann eben dorthin«, sagte ich, und wir stiegen ein.

Während der Fahrt bombardierte ich Vladek so lange mit Fragen, bis ich alles wußte, was Vicky und er in der kurzen Zeit, die sie in Rom waren, erlebt und getan hatten.

Vladek Rodensky kannte sich gut aus in Rom. Er mied die verkehrsreichen Straßen und wich dem Zentrum, wo es mit den Autos am schlimmsten war; großräumig aus, ohne sich zu verfahren.

Wir langten in der Via Nomentane an. Vladek stellte den Rover auf dem Parkplatz für Besucher ab. Wir begaben uns in das moderne

Verlagsgebäude und wurden erst mal von einer Empfangsdame gestoppt. Hübsch, aber nicht mehr taufrisch. Freundlich fragte sie uns, zu wem wir wollten.

Vladek übernahm es, zu antworten.

Dann ging es - nachdem die dunkelhaarige Frau kurz telefoniert hatte - mit dem Fahrstuhl weit nach oben, und der nächste Stopp kam für uns in Massimo Giordos Vorzimmer.

An den Wänden hingen Plakate, von denen meine Freundin herunterlächelte. Ich hatte plötzlich einen Druck auf der Brust.

Die gut gekleidete Sekretärin meldete uns beim Verleger an, und Giordo verlangte, sie solle uns reinschicken. Das tat sie auch sofort, und Augenblicke später schüttelte ich dem Italiener die Hand.

Wir nahmen in tiefen Ledersesseln Platz, und ich fiel sofort mit der Tür ins Haus, indem ich von Vladek Rodenskys Kummer sprach, den ich inzwischen auch zu meinem gemacht hatte.

Giordo seufzte. »Meine Tochter ist manchmal eine echte Plage. Sie ist schrecklich impulsiv und hat manchmal die verrücktesten Ideen. Mit einer solchen scheint sie über Miß Bonney hergefallen zu sein. Ihr Verantwortungsbewußtsein ist gleich Null. Sie tut, was ihr in den Sinn kommt. Aber diesmal ging sie zu weit. Ich werde ihr tüchtig den Kopf waschen, wenn sie wiederauftaucht. Alle Termine hat sie durcheinandergebracht. Zwei Autogrammstunden mußte ich bereits platzen lassen, und in einer halben Stunde sollten Miß Bonney und ich mit dem Kulturstadtrat von Rom essen. Es sieht ganz danach aus, als ob auch das ins Wasser fällt.«

»Sie glauben, Ihre Tochter ist mit Vicky irgendwo unterwegs?« fragte ich.

»So muß es sein. Eine andere Erklärung habe ich nicht. Ich sage Ihnen, es ist zum Aus-der-Haut-fahren mit Angela. Neuerdings macht sie die Nacht gern zum Tag. Dafür ist sie bei Tag nicht aus dem Bett zu kriegen. Ich war auch einmal jung, aber so habe ich mich nie gehenlassen. Es muß der Wohlstand sein, der meiner Tochter schadet.«

»Sie sagen, Angela hätte kein Verantwortungsbewußtsein.«

»Hat sie nicht, hat sie nie gehabt, Mr. Ballard. Ich habe ehrlich versucht, es ihr einzubleuen. Es war vergeblich.«

»Nun, Vicky nimmt übernommene Verpflichtungen sehr ernst«, erklärte ich. »Deshalb ist es für mich undenkbar, daß sie sich *von* Ihrer Tochter überreden ließ, diesen beiden Autogrammstunden fernzubleiben.«

»Haben Sie denn eine bessere Erklärung dafür, daß die beiden unauffindbar sind?«

»Ich fürchte ja«, sagte ich gepreßt.

»Welche?« wollte Massimo Giordo wissen.

»Ihnen muß etwas zugestoßen sein.«

***

Sie kamen aus Ostia und hatten in einer Jugendherberge am Rande der Stadt übernachtet. Den heutigen Tag wollten sie damit verbringen, sich die Sehenswürdigkeiten Roms anzusehen, und für die Nacht hatten sie ein ganz besonderes Programm…

Pfadfinder waren sie, und als solche gab es immer wieder Prüfungen abzulegen. Jede bestandene Prüfung zog eine kleine Auszeichnung nach sich, und Franco Bertini und Vittorio Fabrici waren stets mit großem Eifer bei der Sache. Sie konnten morsen, mit nur einem Streichholz und ohne Papier Feuer machen, Fährten lesen, Pflanzen bestimmen…

Und das alles mit erst fünfzehn Jahren.

Alberto Pasina, der Dritte im Bunde, war einundzwanzig, und Franco und Vittorio blickten zu ihm auf wie zu einem kleinen Gott.

Sie waren zum erstenmal in Rom, Alberto nicht. Er würde sie durch die Stadt führen und hatte versprochen, ihnen Dinge zu zeigen, die Touristen für gewöhnlich nur zufällig entdeckten. Mit ihm würden sie das große Wunder der römischen Vergangenheit erleben, und da Alberto in römischer Geschichte hervorragend beschlagen war, würden sie mehr erfahren, als sie zu behalten imstande waren.

Bevor sie die Jugendherberge verließen, um Rom zu erobern und für sich zu entdecken, hieß Alberto Pasina sie ihre Landkarten auf den Tisch zu legen. Kartenlesen war für sie schon lange kein Problem mehr, und sie wußten auch einen Kompaß zu gebrauchen. Man konnte sie hinstellen, wo man wollte, sie fanden von überall nach Hause.

Doch ein nächtlicher Orientierungsmarsch war für sie etwas Neues. So etwas hatten sie noch nie gemacht.

Alberto behauptete, was am Tag kinderleicht sei, wäre bei Nacht bei weitem nicht so einfach.

»Ihr werdet euch wundern«, sagte Alberto Pasina und grinste. »Die Regeln für einen nächtlichen Orientierungsmarsch sind sehr streng, wie ihr wißt.«

Franco und Vittorio nickten ernst.

»Unser Zelt besteht aus drei Teilen. Jeder bekommt einen Teil. Dann marschieren wir getrennt los. Franco von dieser Stelle, Vittorio von hier und ich von da.«

Alberto markierte die Positionen mit einem schwarzen Faserschreiber.

»Wir werden heute nacht nur dann in unserem Zelt schlafen können, wenn sich keiner von uns verirrt. Wir gehen auf keiner Straße, nehmen niemandes Hilfe an und fragen niemanden nach dem Weg.

Jeder muß das Ziel ganz auf sich allein gestellt finden. Schafft er das nicht, hat er diese Prüfung nicht bestanden. Ist das klar?«

Wieder nickten Franco und Vittorio.

»Traut ihr euch diese Aufgabe zu?« erkundigte sich Alberto.

»Klar.« Die beiden grinsten.

»Es wird nicht gemogelt. Ich verlasse mich auf eure Ehrlichkeit. Ihr gebt mir euer Pfadfinderehrenwort, daß ihr euch strikt an die Regeln halten werdet.«

»Das versteht sich von selbst«, sagte Franco Bertini. »Wir sind keine kleinen Kinder mehr.«

»Es würde überhaupt keinen Spaß machen, die Aufgabe mit fremder Hilfe zu bewältigen«, behauptete Vittorio Fabrici.

»Finde ich auch«, sagte Franco.

Sie beugten sich über die Karten und wollten wissen, wo ihr nächtlicher Orientierungsmarsch enden sollte.

»Hier«, sagte Alberto Pasina.

Und er wies dabei auf Conte Cassandrinis Schloß.

***

Still und verwaist stand das Kastell vor uns. Vladek Rodensky hatte seine Eindrücke so genau wiedergegeben, daß ich mir den nächtlichen Betrieb sehr gut vorstellen konnte. Ich blickte durch ein geschlossenes schmiedeeisernes Tor, sah die vielen Tische und Stühle, den Laufsteg, den Säulengang, aber keine Menschenseele.

Ich wollte mich umdrehen und zu meinen wartenden Freunden zurückkehren, als mir auffiel, daß die Rasensprenganlage in Betrieb war.

Irgend jemand schien hier zu sein.

Ich rief Vladek zu, er solle mal auf die Hupe drücken, und gleich darauf plärrte das Horn. Ein grobknochiger Mann trat aus einer Nebentür des Kastells und blickte zu mir herüber.

Sehr gescheit sah er nicht aus, aber ich hatte nicht vor, ihn mit schwierigen Quizfragen zu blamieren.

»Sie wünschen?«

»Würden Sie bitte mal herkommen?«

Er schien zu überlegen, ob er das wollte, entschloß sich dann, mir den Gefallen zu tun und trottete auf das geschlossene Tor zu. Als er Vladek Rodensky und Mr. Silver erblickte, wurden seine Augen schmal.

Er blieb drei Meter vor dem Tor stehen, als befürchtete er, ich könnte ihn packen und an die Gitterstäbe reißen. Am liebsten hätte ich gesagt, er solle sich nicht ins Hemd machen, ich hätte nicht die Absicht, ihm etwas anzutun.

»Ist Ennio Moravia da?« wollte ich wissen.

»Nein, der Maestro weilt zur Zeit nicht in Rom. Er hat in Neapel zu tun, wird aber am frühen Abend wieder hier sein.«
»Kennen Sie Angela Giordo?«
»Die Tochter des Verlegers? Ja, die kenne ich.«
»Und Vicky Bonney?«
»Sie war gestern hier.«
»Richtig. Wir suchen Miß Bonney und Signorina Giordo.«
»Da kann ich Ihnen leider nicht helfen. Ich bin hier nur der Hausmeister. Oder besser gesagt: das Mädchen für alles.«
»Hat sich Ennio Moravia mit dem Wagen nach Neapel begeben?«
»Nein, Signore. Der Maestro besitzt ein Flugzeug.«
»Wäre es möglich, daß er die beiden Mädchen nach Neapel mitgenommen hat?«
»Möglich schon, aber ich weiß es nicht. Soll ich dem Maestro irgend etwas bestellen?«
»Nicht nötig«, sagte ich und winkte ab. »Wir kommen wieder.«

***

Alberto Pasina erreichte - wie konnte es anders sein - das Ziel als erster. Er war älter und erfahrener, machte solche Nachtmärsche mehrmals im Jahr und wußte, worauf es ankam.
Auch er hielt sich an die Regeln, folgte nicht dem Verlauf der Straße, sondern suchte sich seinen eigenen Weg. Es war für ihn keine Versuchung, von weitem Autos zu sehen. Er kam nicht im entferntesten auf die Idee, sich ein Stück mitnehmen zu lassen. Das ließ sein Ehrgeiz nicht zu. Er wollte sich selbst beweisen, daß er besser war als Franco und Vittorio, und die beiden sollten in ihm weiterhin ihr ehrliches Vorbild sehen.
Müde, aber zufrieden, nahm er seinen Rucksack ab.
Geschafft.
Er band das Zeltdrittel los, legte es auf den Boden und setzte sich darauf. Um Franco und Vittorio machte er sich keine Sorgen, das waren tüchtige Jungs, die er gut auf ihre Aufgabe vorbereitet hatte.
Sie würden mit Sicherheit bald hier eintreffen.
Todmüde würden sie sein, einer Erschöpfung nahe, aber trotzdem glücklich, die große Aufgabe gemeistert zu haben.
Sie würden rasch die Zeltteile zusammenfügen und dann hineinkriechen, und morgen würden sie sich dieses finstere Schloß mal genauer ansehen.
War es bewohnt? Licht brannte nirgendwo, aber vielleicht waren die Menschen, die hier zu Hause waren, schon zu Bett gegangen.
Pfadfinder waren zumeist willkommen. Vielleicht ließ sich eine kleine private Führung arrangieren. Wenn sie Glück hatten, gab es für sie unter Umständen sogar ein großartiges Frühstück.

Alberto legte sich auf den Rücken und schob die Hände unter den Kopf. Er fürchtete sich im Dunkeln nicht. Was sollte man ihm, einem Pfadfinder, schon antun? Er hatte nicht viel Geld bei sich, und jedermann wußte, daß es sich nicht lohnte, einen Pfadfinder zu überfallen.

Er trug seine Uniform, also war leicht zu erkennen, daß er ein Pfadfinder war.

Das Knacken eines Astes drang an sein Ohr.

Er setzte sich auf und lauschte. Wer kam da auf ihn zu? Franco? Vittorio? Das war auf jeden Fall eine Bombenzeit, und Alberto Pasina beschloß, mit Lob nicht zu sparen.

Er richtete seinen Blick in die Finsternis.

Kein weiteres Geräusch erreichte ihn. Hatte er sich vorhin geirrt? Er glaubte nicht. Ein kleines Lächeln huschte über sein Gesicht.

Vielleicht waren Franco und Vittorio unweit von hier aufeinandergetroffen und pirschten sich nun an ihn heran.

Er machte das Spiel mit, tat so, als wäre ihm nichts aufgefallen, legte sich wieder hin, aber er hielt die Augen offen.

Es sollte Menschen geben, die nachtsichtig waren. Zu denen gehörte Alberto Pasina nicht, aber er fand sich in der Dunkelheit leidlich zurecht, und in diesem Moment glaubte er, etwas von einem Baum zum andern huschen zu sehen.

Also doch.

Einige Herzschläge lang passierte nichts. Dann tappten wieder Schritte durch die Nacht, und sie kamen auch näher.

Alberto überlegte, ob er Franco und Vittorio austricksen sollte.

Ein paar Zweige, ein wenig Reisig wäre schnell abgerissen gewesen. Wenn er das Zeug dann in die Zeltplane gerollt und sich hinter einem Baum verborgen hätte, hätten seine jungen Freunde geglaubt, er würde hier liegen. Doch er wollte ihnen die Freude nicht nehmen. Sollten sie getrost über ihn herfallen und glauben, ihn überrascht zu haben. Ihm machte das nichts aus.

Gespannt wartete er.

Da war ein Schleichen und Wischen in der Nacht - dann herrschte einige Augenblicke lang Stille, bevor sich die Geräusche wiederholten.

Sehr nahe mußten Franco und Vittorio nun schon sein. Vielleicht war es auch nur einer von beiden. Jedenfalls bewegte sich derjenige, den Alberto Pasina hörte, äußerst geschickt durch die Dunkelheit. Man brauchte schon sehr gute Ohren und mußte ganz genau aufpassen, um die Geräusche wahrzunehmen.

Plötzlich… nichts mehr.

Nanu, dachte Alberto Pasina.

Er wartete. Die Minuten vertickten. Er spürte jemandes Nähe, fühlte sich belauert, doch niemand kam zu ihm.

Irgendwann verlor er die Geduld, und er stand auf. Da trat zwischen zwei Bäumen eine Gestalt hervor. So unvermittelt, daß der Pfadfinder nun doch ein wenig erschrak.

Seine Hand zuckte zum Gürtel. Er trug daran ein Fahrtenmesser und eine lichtstarke Stablampe. Nach ihr griff er. Rasch war sie losgehakt, und dann richtete er den Strahl auf die Person.

Verwundert erkannte er, daß er weder Franco Bertini noch Vittorio Fabrici vor sich hatte, sondern ein hübsches, schwarzhaariges Mädchen. Das grelle Licht schien ihr in den Augen zu schmerzen. Sie hob rasch die Hand und blickte ängstlich zurück.

Kam sie vom Schloß her?

Sie zitterte, und ihr Blick war gehetzt. »Bitte…«, flehte sie. »Helfen Sie mir… Beschützen Sie mich… Ich werde verfolgt!«

Sofort erwachte die Ritterlichkeit in dem jungen Mann. Seine Brauen zogen sich kampflustig zusammen.

»Von wem?«

»Der Graf… Der Besitzer des Schlosses… Er will mich… Er hat mich zum Abendessen eingeladen, und nun wollte er… er *wollte* die Situation ausnützen.«

»Diese Adligen denken, sich alles erlauben zu können!« entrüstete sich Alberto Pasina.

Das schöne Mädchen - es war Angela Giordo - sank gegen ihn. Er legte beschützend seinen Arm um sie und richtete die Stablampe dorthin, woher das Mädchen gekommen war.

Argwöhnisch musterte er jeden Baum. Wo verbarg sich der schurkische Graf mit den miserablen Manieren?

Angela zitterte immer noch, doch es war nicht Furcht, sondern Gier, die sie so sehr erregte, denn Conte Cassandrini hatte sie in dieser Nacht zu seinesgleichen gemacht.

Sie befand sich auf der Suche nach Blut wie er…

Und sie hatte ihr erstes Opfer schneller gefunden, als sie gehofft hatte.

»Haben Sie keine Angst«, sagte Alberto Pasina. »Der Graf wird es nicht wagen, hierher zu kommen.«

»Er schleicht hier irgendwo herum«, flüsterte die Vampirin. »Ich weiß es. Er wird Sie töten…«

»Ich habe ein Messer!« sagte Alberto Pasina grimmig. Er zog sein Fahrtenmesser aus der Scheide.

Angela Giordo starrte gierig auf die Hand des Pfadfinders. Sie konnte und wollte sich nicht länger beherrschen. Blitzschnell griff sie nach Pasinas Messerhand und riß sie hoch:

»Was tun Sie denn?« entfuhr es dem jungen Mann.

Da schlug ihm die Vampirin die Hauer in den Handrücken und saugte sofort. Er schrie vor Schmerz auf und wollte sich losreißen,

doch sie hielt ihn fest, biß wieder zu, vergrößerte die Wunde und bekam sein Blut in den Mund. Dadurch wuchs ihre Gier.

»Um Himmels willen!« schrie Alberto Pasina. »Hören Sie auf! Haben Sie den Verstand verloren?«

Es widerstrebte ihm, auf sie einzuschlagen, doch da sie ihn nicht losließ, war er gezwungen, es zu tun.

»Aufhören! Aufhören!« keuchte er, und immer wieder schlug er mit der Stablampe auf sie ein, aber damit machte er die Blutsaugerin nur noch wilder.

Ganz plötzlich ließ sie ihn los.

Er sprang verstört zurück. Sie starrte ihn mit großen, gierigen Augen an und lachte schaurig.

»Mehr! Ich will mehr!«

Und schon stürzte sie sich auf ihn. Noch hielt er sein Fahrtenmesser in der Hand, doch davor fürchtete sich Angela Giordo nicht. Damit konnte ihr der Pfadfinder nichts anhaben.

Sie war bereits tot.

Gestorben am hungrigen Biß Conte Cassandrinis, und nun wollte sie das verderbende Vampirgift weitergeben.

Sie sprang Alberto Pasina an, und seine Gegenwehr fiel kläglich aus.

Das Messer entglitt seinen gefühllosen Fingern, und auch die Taschenlampe fiel zu Boden und erlosch.

Verzweifelt versuchte Pasina zu verhindern, daß das Mädchen seine Kehle erreichte.

Sie schaffte es dennoch!

Er röchelte und fiel gegen einen Baum. Da waren auf einmal zwei weitere Hände, die ihn festhielten, und dann tauchte vor ihm das blasse Gesicht eines grauhaarigen Mannes auf. Hatte es Alberto Pasina schon nicht geschafft, die wilde Vampirin abzuwehren, so hatte er nun überhaupt keine Chance mehr.

Gemeinsam töteten sie ihn - der Graf und seine Blutbraut!

***

Die Stunden vergingen.

Kein Lebenszeichen von Vicky Bonney und Angela Giordo. Der Verleger befürchtete ein Verbrechen und schaltete die Polizei ein. Immerhin war er ein reicher Mann, den man erpressen konnte.

Es dauerte lange, bis Vladek Rodensky den zündenden Funken ausspuckte, aber dann kam es zum großen Knall. Der Brillenfabrikant hatte sich lange den Kopf zerbrochen, wer hinter dem Verschwinden der beiden Mädchen stecken konnte.

»Der Graf!« sagte er schließlich. »Dieser geheimnisumwitterte Kerl, der nur nachts in Erscheinung tritt, muß damit zu tun haben. Je länger ich über ihn nachdenke, desto unheimlicher wird er mir. Er

taucht nur auf, sobald die Sonne untergegangen ist… ist blaß wie ein Toter… hat eine lange Zeit in Osteuropa gelebt, angeblich in den Karpaten…«

»Du meinst, Conte Cassandrini ist ein Vampir!« sagte Mr. Silver wie aus der Pistole geschossen.

Vladek sah uns erregt an. »Ich ließ vorhin vor meinem geistigen Auge das gestrige Zusammensein mit dem Grafen Revue passieren. Ich begreife nicht, wieso es mir nicht gleich auffiel…«

»Was?« wollte ich gespannt wissen.

»Der Mann hat nicht geatmet.«

»Bist du sicher?«

»Jetzt schon. Und obwohl ihn große grelle Scheinwerfer anstrahlten, hatte er keinen Schatten!« sagte Vladek Rodensky.

»Wenn das kein Beweis ist!« stieß Mr. Silver grimmig hervor.

Vladek Rodensky schlug sich mit der flachen Hand auf die Stirn. »Das man manchmal so schrecklich vernagelt sein kann.«

Vicky Bonney und Angela Giordo in den Händen eines Vampirs. So sah die Sache plötzlich für uns aus. Mein Herz krampfte sich unwillkürlich zusammen.

»Der Graf war von Vicky sehr angetan«, sagte Vladek. »Er wollte sie allein wiedersehen. Sie hat es mir gesagt.«

Ich warf Mr. Silver einen besorgten Blick zu. »Vielleicht ist er Vicky ins Hotel gefolgt…«

»Und Angela Giordo hat er sich auch geholt?« fragte Vladek Rodensky.

»Wir müssen zu ihm!« sagte ich.

Doch zuerst fuhren wir zu Ennio Moravia. Es war schon lange Abend, und der Modeschöpfer war von Neapel zurückgekehrt. Zwei starke Männer - Leibwächter - wollten uns nicht zum Maestro lassen.

Mr. Silver fackelte nicht lange. Er setzte sie mittels Hypnose schachmatt, und wir drangen in Ennio Moravias Privaträume ein.

Natürlich protestierte er. Schließlich glich unser Auftritt dem Beginn einer Entführung. Die Tür knallte gegen die Wand, und Moravia schnellte erschrocken aus einem Sessel hoch.

Sein Protest verstummte, als er Vladek Rodensky wiedererkannte. »Würden Sie mir erklären, was das soll?« fragte er schroff.

»Wo sind Vicky Bonney und Angela Giorda?« fragte Vladek energisch.

»Ich habe keine Ahnung«, antwortete der Maestro.

»Wissen Sie auch nicht, daß Sie einen Vampir beschäftigen?«

»Einen *was*?«

Mr. Silver verlor die Geduld. Er machte sich Sorgen um Vicky, und da konnte er sehr unangenehm werden.

Er packte den Modeschöpfer mit seinen großen Pranken bei den

Rockaufschlägen und rammte ihn gegen eine Schranktür.
»Rede, Freundchen, sonst drehe ich dir den Hals um!« herrschte er den Italiener an. »Du weißt über Conte Cassandrini Bescheid! Gib es zu!«
Schweißtröpfchen glänzten auf Ennio Moravias Stirn. Er starrte Mr. Silver in die perlmuttfarbenen Augen und hatte Angst.
»Ja«, gab er kleinlaut zu.
»Dir ist bekannt, daß der Graf ein verfluchter Blutsauger ist.«
»Ja, aber ich konnte nichts gegen ihn unternehmen. Er wollte hier arbeiten, denn das bot ihm die Möglichkeit, sich aus einer großen Menschenmenge seine Opfer auszusuchen.«
Es hatte den Anschein, als wollte Mr. Silver den Handlanger des Vampirs zusammenschlagen.
»Ich hatte keine Wahl«, stöhnte Ennio Moravia. »Ich mußte gehorchen. Sonst hätte der Graf mich getötet.«
»Wo sind Vicky Bonney und Angela Giordo?« wollte der Ex-Dämon wissen.
»Das weiß ich wirklich nicht.«
»Hat Cassandrini sich die beiden gestern geholt?«
»Ich sage Ihnen doch, ich habe keine Ahnung. Der Graf verrät mir nicht, was er vorhat.«
»Wo wohnt der Bastard?«
»In einem Schloß außerhalb Roms.«
»Sag uns, wie wir dorthin kommen!« verlangte Mr. Silver - und Ennio Moravia beschrieb uns den Weg.
Wir verließen das Kastell in großer Eile, stiegen in Vladek Rodenskys Rover und brausten ab. Die Angst um die beiden Mädchen schnürte mir die Kehle zu. Wie würde ich meine Freundin wiedersehen? Als Vampirin?

***

Franco Bertini blieb stehen. Stockdunkel war es im Wald. Die Baumkronen verdeckten den Sternenhimmel. Dennoch wußte der junge Pfadfinder, daß er das Ziel schon fast erreicht hatte.
Er hatte sich strikt an die Regeln gehalten. Wenn er gemogelt hätte, hätte er sich nur selbst betrogen und um dieses schöne Erfolgserlebnis gebracht.
Bestimmt war Alberto schon beim Schloß eingetroffen. Es stand für Franco außer Zweifel, daß Alberto Pasina das Ziel als erster erreicht hatte. Ihm ging es nur darum, der zweite zu sein, denn daß er den erfahrenen Alberto noch lange nicht schlagen konnte, war ihm klar.
Franco orientierte sich kurz und ging dann entschlossen weiter.
Es war ein Wettlauf mit der Zeit, ein Wettkampf mit Vittorio Fabrici, der ebenfalls versuchen würde, als zweiter das Schloß zu erreichen. Es

durfte Vittorio nicht gelingen.

Franco stolperte über einen morschen Baumstamm. Ein heftiger Schmerz zog sich durch sein Schienbein. Er stöhnte leise auf, biß die Zähne zusammen, bückte sich und massierte die schmerzende Stelle.

Da nahm er plötzlich in der Dunkelheit eine Bewegung wahr. Er legte die Hand an die rissige Rinde eines Baumes und strengte die Augen an. Wer war der nächtliche Wanderer?

Eigentlich konnte es nur Vittorio sein. Wer sollte sich sonst um diese Stunde in diesem unheimlichen Wald herumtreiben?

Oder war es Alberto Pasina - auf dem Weg zum Ziel des nächtlichen Orientierungsmarsches? Hätte ich Albertos Zeit beinahe unterboten? fragte sich Franco Bertini. Sein Ehrgeiz trieb ihn weiter. Wenn es ihm gelang, mit Alberto Pasina gemeinsam das Schloß zu erreichen, war er ebenso gut wie dieser.

Er folgte dem Schemen, der durch die Finsternis huschte. Als er auf einen Ast trat und dieser mit einem lauten Knacken brach, war die Gestalt, der er nachschlich, plötzlich verschwunden.

Franco schmunzelte.

Er hat sich versteckt, dachte er. Er verhält sich jetzt ganz ruhig, wartet, bis ich vorbei bin und geht dann allein weiter.

Doch das wollte Franco verhindern, deshalb suchte er den anderen.

Wo dieser sich ungefähr versteckt hatte, glaubte sich Franco Bertini ausrechnen zu können. Auf diese Stelle schlich er zu. Hinter jeden Baum, an dem er vorbeikam, blickte er, und auf einmal hatte er das Gefühl, jemand würde sich hinter ihm befinden.

Hastig drehte er sich um, und da stand tatsächlich jemand.

Aber es war nicht Alberto Pasina, sondern Vittorio Fabrici.

»Wir sind also gleich gut«, stellte Vittorio fest. »Schade. Ich hatte gehofft, dich schlagen zu können.«

Franco Bertini grinste. »Dasselbe habe ich gehofft, denn Alberto zu schlagen ist sowieso unmöglich.«

»Wollen wir gemeinsam weitergehen?«

»Klar. Was für einen Sinn hätte es jetzt noch, uns zu trennen?«

»Das Schloß muß direkt vor uns liegen«, sagte Vittorio. »In längstens fünf Minuten müssen wir es erreichen. Komm!«

Sie setzten den Weg gemeinsam fort und sprachen leise über ihre Erlebnisse während des Orientierungsmarsches.

Plötzlich stieß Vittorio seinen Freund an und blieb stehen. Er wies auf etwas Längliches, Dunkles, das auf dem Boden lag. Es konnte ein Körper sein.

»Alberto«, raunte Vittorio. »Er hat sich in die Plane eingerollt und spielt uns den Schlafenden vor. Er will uns damit zeigen, daß er schon sehr lange hier ist.«

»Los, wir pirschen uns an ihn heran und erschrecken ihn!« schlug

Franco Bertini vor.

Vittorio Fabrici nickte begeistert, und dann näherten sie sich der dunklen Rolle, die auf dem schwarzen Waldboden lag.

Laut aufschreiend und lachend fielen sie über Alberto Pasina her. Sie packten ihn und schüttelten ihn und waren froh, daß der Orientierungsmarsch zu Ende war.

Jetzt würden sie die Zeltteile zusammenfügen, müde, aber glücklich in die Stoffbehausung kriechen und sehr bald schon tief schlafen.

Aber Alberto erschrak nicht. Er reagierte überhaupt nicht auf das Getue seiner Freunde. Die jungen Pfadfinder konnten das nicht verstehen. Daß Alberto Pasina nicht mehr lebte, wäre ihnen im Traum nicht eingefallen. Daran dachten sie nicht einmal im entferntesten.

»Alberto!« sagte Franco Bertini und schüttelte wieder die schlaffe Schulter des Freundes. »Nun komm schon, übertreib's nicht. Wie lange willst du uns noch den Schlafenden vorspielen?«

»So fest schlafen nicht einmal Tote«, sagte Vittorio Fabrici und kicherte vergnügt.

Alberto Pasina regte sich nicht.

Allmählich kam das den jungen Pfadfindern doch merkwürdig vor, und Franco Bertini knipste seine Taschenlampe *an.*

Als er die Verletzungen an Albertos Hals sah, stieß er einen heiseren Schrei aus, und die Lampe wäre ihm beinahe aus der Hand gefallen. Fassungslos starrte er auf die Wunden.

»Vittorio!« preßte er tonlos hervor. »Alberto… ist… tot!«

Vittorio Fabrici traten Tränen in die Augen. Er schluchzte entsetzt und zitterte vor Grauen. »Jemand hat ihn… umgebracht!«

»M-o-r-d-!« krächzte Franco Bertini erschüttert. »Wer?… Wann?… Wieso?…« Er war so außer sich, daß er nur noch stammeln konnte. Wie einen Bruder hatte er Alberto Pasina geliebt, und auf einmal lebte dieser großartige Freund nicht mehr.

»Das muß ein Wahnsinniger getan haben«, flüsterte Vittorio, ebenso erschüttert. Auch ihm war Alberto Pasina ein großes Vorbild gewesen, dem er stets nachgeeifert hatte. Und nun lag er hier, war das Opfer eines irren Mörders geworden.

Ängstlich blickte sich Vittorio Fabrici um. Wie lange war Alberto schon tot? Befand sich sein Mörder noch in der Nähe? Würde er auch über sie herfallen?

Franco deutete den Blick seines Freundes richtig. »Wir brauchen Hilfe! Wir dürfen hier nicht bleiben, Vittorio! Das wäre gefährlich. Lebensgefährlich!«

»Wenn das Schloß bewohnt ist, werden wir dort Hilfe finden«, sagte Vittorio mit tränenerstickter Stimme. Er wollte es immer noch nicht glauben, daß Alberto nicht mehr lebte.

»Ja, wir laufen zum Schloß«, sagte Franco hastig. »Komm!«

»Wir nehmen Alberto mit!« entschied Vittorio. »Er ist… er war unser bester Freund.«

»Aber nun ist er tot, und er ist schwer.«

»Willst du ihn hier einfach liegenlassen?« herrschte ihn Vittorio an.

»Also gut, wir nehmen ihn mit.«

Gemeinsam hoben sie den Toten mit der Zeltplane, die auf ihm gelegen hatte, hoch und schleppten ihn durch den finsteren Wald. Franco Bertini weinte jetzt aus Angst und Verzweiflung. Er war in seinem jungen Leben noch nie so ratlos und konfus gewesen. Er hatte noch nie einen Toten gesehen, und der erste, den ihm das grausame Schicksal präsentierte, mußte auch noch ausgerechnet sein Freund Alberto Pasina sein.

Sie erreichten keuchend das Schloß.

Vom nächtlichen Orientierungsmarsch waren sie schon müde gewesen. Nun waren sie einer totalen Erschöpfung nahe.

Vittorio läutete an der Tür, und als sie nicht sofort geöffnet wurde, rief er krächzend »Hallo! Ist da jemand? Bitte machen Sie auf, wir brauchen Hilfe!«

Sein Ruf verlor sich in der schwarzen Nacht.

»Wenn niemand in diesem Schloß wohnt«, entschied Vittorio, »schlagen wir irgendein Fenster ein oder brechen eine Tür auf. Hier draußen können wir keinesfalls bleiben, sonst ergeht es uns so wie Alberto… O Gott… Alberto…«

Vittorio zog noch einmal am Klingelknopf, und plötzlich öffnete sich, wie von Geisterhand bewegt, die Tür. Zuerst sahen die Pfadfinder niemanden, aber dann erblickten sie einen Mann und ein Mädchen. Sie sprudelten ihre Angst, ihr Entsetzen, ihre Verzweiflung heraus und trugen den Toten ins Schloß.

Als der hagere, grauhaarige Mann die Tür hinter ihnen schloß, war ihnen einen Augenblick, als wäre eine Falle zugeschnappt. Sie ließen Alberto sachte auf den Boden nieder und hofften, daß das Mädchen und der Mann wußten, was weiter zu geschehen hatte, denn sie waren mit ihrer Weisheit am Ende.

Der grauhaarige Mann beugte sich über den Leichnam. »Der junge Mann wurde tatsächlich ermordet, Angela.«

Es klang nicht erschüttert, eher schadenfroh. Die Pfadfinder registrierten das zwar, aber sie glaubten, sich zu irren.

Über das bleiche Gesicht des Mädchens zuckte sogar ein triumphierendes Lächeln. Als Vittorio Fabrici das auffiel, sah er Angela entgeistert an.

»Freut es Sie etwa, daß unser Freund tot ist?« fragte er fassungslos.

»Was hatte er im Wald zu suchen?« erwiderte Angela Giordo eisig.

»Aber das sagte ich Ihnen doch schon. Wir wollten dort draußen kampieren. Wir machten einen nächtlichen Orientierungsmarsch. Das

Schloß war unser Ziel…«

»Und dieses Ziel wurde eurem Freund zum Verhängnis«, sagte das schwarzhaarige Mädchen mitleidlos.

Vittorio musterte sie verdattert. »Sie wissen, daß dort draußen ein grausamer Mörder herumschleicht?«

»Aber ja«, sagte Angela Giordo, und beide Blutsauger lächelten grausam.

»Vittorio!« schrie Franco Bertini auf einmal. »Ihre Zähne! Sieh dir ihre Zähne an! Sie haben unseren Freund umgebracht!«

Die Vampire leugneten es nicht. Im Gegenteil, stolz gaben sie ihre grausige Bluttat zu. Doch schon traf die jungen Pfadfinder ein neuer Schock mit der Wucht eines Keulenschlags.

Wieder war es Franco der es zuerst bemerkte.

Alberto Pasina bewegte sich unter der Zeltplane. Seine verletzte Hand kam zum Vorschein. Er schob die Plane zur Seite und stand langsam auf. Ein grauenvolles Feuer brannte in seinen Augen, und seine Lippen entblößten die gleichen Vampirhauer, wie Angela Giordo und Conte Cassandrini sie hatten.

Alberto Pasina war zum Schattenwesen geworden, und seine Gier nach Menschenblut erwachte.

Franco und Vittorio begriffen jetzt überhaupt nichts mehr. Ihnen war nur eines klar: daß sie sterben mußten.

Unfähig, zu reagieren, wie gelähmt, standen sie da und schauten die drei blutgierigen Ungeheuer an.

Langsam kamen die Vampire näher. Franco und Vittorio wußten zwar, daß sie jetzt aus dem Schloß hätten fliehen müssen, doch sie waren dazu nicht imstande.

Alberto wollte Vittorio ergreifen. Da zuckte grelles Licht durch eines der Fenster und stach in die Augen des Untoten. Fauchend wich Alberto Pasina zurück, und dann hörten die Vampire, wie vor dem Schloß ein Auto anhielt.

***

Als Vladek Rodensky auf das Tor zuging, saßen wir nicht mehr im Rover. Mr. Silver und ich hatten hinter dem Fahrzeug Schutz gesucht. Der Vampir sollte denken, er hätte es nur mit einem Mann zu tun. In diesem Fall würde er sich bestimmt nicht die Mühe machen, sich zu verstellen, und wir rechneten damit, ihn dadurch leichter überrumpeln zu können.

Ich brauchte nur an Vicky zu denken, schon wurde mir schrecklich heiß.

Vampire sind unersättlich, ihr Blutdurst läßt sich nie stillen, und meine Freundin befand sich nun schon mehr als zwölf Stunden in Conte Cassandrinis Gewalt. Vorausgesetzt, wir lagen mit unserer

Vermutung richtig.

Meine Hand glitt in die Jacke. Ich zog den Colt Diamondback aus der Schulterhalfter. Vladek Rodensky trug eine Mauser-Pistole bei sich, die mit geweihten Silberkugeln geladen war. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß es von Vorteil war, die Waffe überallhin mitzunehmen, und so hatte er sie auch dann bei sich, wenn er zum Beispiel nur nach Rom reiste, um dort eine gute Freundin zu treffen.

Die Tür öffnete sich, und dann blieb Vladek überrascht stehen, denn aus dem Schloß trat Angela Giordo. Ich hatte das Mädchen noch nie gesehen, aber Vladek hatte sie uns beschrieben, deshalb wußten wir, wen der Brillenfabrikant vor sich hatte.

In meinem Kopf schlugen die Gedanken Purzelbäume. Ich konnte mir plötzlich sehr gut vorstellen, daß Angela Giordo eine Komplizin des Vampirs war. Der Graf war *von* meiner Freundin sehr angetan gewesen. Er wollte sie wiedersehen. Vielleicht hatte Angela Giordo so ein Wiedersehen arrangiert. Aber wie konnte sie das eingefädelt haben? Meine Freundin war äußerst pflichtbewußt. Noch nie hatte sie aus eigenem Verschulden einen Termin versäumt.

»Signorina Giordo«, sagte Vladek Rodensky überrascht. »Was tun Sie hier?«

»Ich bin Conte Cassandrinis Gast«, antwortete das Mädchen.

»Befindet sich Vicky Bonney auch im Schloß?«

»Selbstverständlich. Kommen Sie herein, der Graf wird sich über Ihren Besuch bestimmt freuen.«

O ja, das konnte ich mir sehr gut vorstellen. Angela, dieses harmlos scheinende Luder, wollte unseren Freund in die Falle locken!

»Kommen Sie«, sagte das Mädchen sehr freundlich und streckte Vladek einladend die Hand entgegen.

Da gellten plötzlich Hilfeschreie aus dem Schloß - und von diesem Augenblick an ging es rund.

***

Vicky Bonney schlug benommen die Augen auf. Völlige Dunkelheit umfing sie. Tastend versuchte sie sich zu orientieren. Sie hatte keinen Schimmer, wo sie war und wie sie hierher kam.

Der Boden war feucht, die eng beisammenstehenden Wände ebenfalls. Befand sie sich in einem Kerker?

Ihre Finger glitten über altes, morsches Holz, fühlten breite, rostige Eisenbeschläge.

Wie lange hatte sie geschlafen? Geschlafen? Nein, das war kein langer Schlaf gewesen. Sie war lange Zeit ohne Bewußtsein gewesen, das traf den Nagel eher auf den Kopf.

Ohne Bewußtsein, und sie hatte so einen eigenartigen Geschmack im Mund. Wo rührte er her?

Vicky versuchte sich zu erinnern. Was war geschehen? Zunächst fiel ihr ein, daß sie diese Mitternachtsmodenschau von Ennio Moravia besucht hatte.

Als sie sich erinnerte, Conte Cassandrinis Bekanntschaft gemacht zu haben, drehte sich das Erinnerungskarussell sofort schneller. Sie vermeinte, noch einmal Angela Giordos schreckliches Geständnis zu hören.

Eine Blutbraut des Grafen war das Mädchen, und der Sherry, den Vicky getrunken hatte, war präpariert gewesen.

Angela im Begriff, zum Vampir zu werden… Dieser enge, feuchte Kerker… Die alte morsche Tür…

Vicky Bonney glaubte nicht, daß sie danebenriet, wenn sie annahm, daß sie sich in Conte Cassandrinis Schloß befand.

Dafür, daß er ihr Blut noch nicht getrunken hatte, hatte sie nur eine Erklärung: Er wollte es nicht tun, solange sie ohne Bewußtsein war.

Ein Geräusch ließ die Schriftstellerin aufhorchen. Was war das eben gewesen. Es hatte sich angehört, als wäre ein Wagen vor dem Schloß eingetroffen. Und wenige Augenblicke später hallten laute Hilfeschreie durch das Vampirschloß…

***

Die Schreie waren für uns ein Startzeichen, aber nicht nur für uns, auch für Angela Giordo. Das Mädchen wurde auf einmal zur gefährlichen Furie. Sie stürzte sich auf Vladek Rodensky, der zur Waffe gegriffen hatte.

Mr. Silver und ich schnellten hinter dem schwarzen Rover hervor.

Als Angela uns erblickte, war sie einen Moment irritiert. Dann kreischte sie dem Grafen eine Warnung zu. Da die Hilfeschreie im Schloß immer greller wurden, hetzten wir hinein.

Ich hoffte, daß Vladek Rodensky mit der Blutsaugerin allein fertigwerden würde.

Im Schloß entdeckten wir zwei junge Pfadfinder, die sich entsetzt aneinanderklammerten, vor Todesangst zitterten und ununterbrochen schrien.

Und da war noch ein Pfadfinder - älter als die beiden. Seine Kehle wies Vampirbisse auf, und er war selbst zum Vampir geworden. Er wollte das Blut der Jungen haben. In diesem Moment ergriff er einen und riß ihn vom anderen weg. Sofort schrien die beiden noch lauter.

Und da drang noch ein Schrei an mein Ohr. Er kam aus den unterirdischen Gewölben des Schlosses, und für mich stand fest, daß das meine Freundin war.

»Vicky!« stieß ich aufgeregt hervor.

Im selben Augenblick kreiselte Conte Cassandrini herum und hetzte durch die Halle. Ich glaubte zu wissen, wohin er wollte, und mir war

klar, daß ich ihn stoppen mußte.
Vicky schrie um Hilfe.
Das war ein gutes Zeichen. Hätte der Blutgraf sie bereits zum Vampir gemacht, dann hätte sie nicht geschrien.
Vicky war noch zu retten!
Aber nur dann, wenn Conte Cassandrini mir nicht zuvorkam!
Der Blutsauger verschwand hinter einer Säule. Kurz vorher drückte ich noch ab, doch die geweihte Silberkugel verfehlte ihr Ziel.

***

Vladek Rodensky kämpfte erbittert. Den Schock hatte er in Sekundenschnelle überwunden, und nun wußte er, wie er mit diesem gefährlichen Mädchen verfahren mußte.
Ihr Schicksal berührte ihn, aber er beging nicht den Fehler, Angela aus Mitleid zu verschonen. Sie war eine Verlorene, war eine menschliche Hülle, in die sich das Böse eingenistet hatte.
Aber sie war keine Besessene, der man mit einem Exorzismus helfen konnte. In ihr befand sich kein Dämon, der sich austreiben ließ. Wohl konnte man sie erlösen, aber dann war sie tot.
Obgleich Vladek Rodensky das wußte, zögerte er nicht, seine Mauser einzusetzen, denn eine andere Möglichkeit, zu verhindern, daß sich die Vampirseuche weiter ausbreitete, gab es nicht.
Mit einer geradezu erschreckenden Wildheit kämpfte Angela Giordo. Sie mußte um jeden Preis siegen, denn eine Niederlage war gleichbedeutend mit ihrem Ende als Schattenwesen.
Sie schien zu spüren, daß sich geweihte Kugeln in Vladek Rodenskys Waffe befanden, denn sie unternahm alle Anstrengungen, den Brillenfabrikanten nicht zum Schuß kommen zu lassen.
Mit beiden Händen umklammerte sie Vladek Rodenskys Pistolenhand. Sie versuchte, ihn zu beißen.
Vladek schlug auf sie ein. Jeden Treffer quittierte die gefährliche Vampirin mit einem haßerfüllten, tierhaften Fauchen.
Jetzt schlug auch sie zu, traf Vladeks Gesicht und riß ihm die Brille herunter, aber er sah nicht so schlecht, daß er nun halb blind gewesen wäre.
Um zuschlagen zu können, mußte sie sein Handgelenk loslassen. Das war die Chance, auf die er gewartet hatte.
Er sprang zurück, riß sich von der Blutsaugerin los. Sie wollte ihm folgen, doch da richtete er in Gedankenschnelle seine Mauser auf sie und drückte ab. Die geweihte Silberkugel fällte Angela Giordo.
Die entsetzliche Blutgier verschwand aus ihren Augen, der grausame Ausdruck löste sich von ihrem Gesicht. Die schrecklichen Vampirzähne bildeten sich zurück, und Angela Giordo sah aus, als würde sie friedlich schlummern. Sie war erlöst.

Mehr hatte Vladek Rodensky nicht für sie tun können.

***

Mr. Silver setzte sich für Franco Bertini und Vittorio Fabrici ein.

Alberto Pasina hatte sich Franco geschnappt und wollte ihm seine tödlichen Zähne ins Fleisch graben. Der Junge schrie wie auf der Folter und wehrte sich verzweifelt.

Mr. Silver gab Vittorio, der ebenfalls schrie, einen Stoß. »Raus aus dem Schloß! Mach schnell!«

Draußen fielen Schüsse.

Vittorio, der gerade losrennen wollte, stoppte sofort wieder.

»Hab keine Angst!« rief ihm Mr. Silver zu. »Steig in unseren Wagen und schließ dich ein!«

Nun lief der verstörte Junge doch hinaus, und der Ex-Dämon wuchtete sich Alberto Pasina entgegen.

Pasina wollte sein Opfer beißen.

Mr. Silver schlug zu, und er ließ seine Faust zu Silber erstarren. Dieser Metallhammer traf den Blutsauger mit ungeheurer Wucht, und Magie explodierte. Der Treffer schleuderte Pasina gegen die Wand. Entsetzt starrte er auf die Metallfaust, die ihn getroffen hatte.

Er mußte den Jungen loslassen, und Mr. Silver brauchte Franco Bertini nicht erst zu sagen, er solle das Schloß schleunigst verlassen. Er sauste wie von Furien gejagt hinaus.

»Vittorio!« schrie er.

Der Freund hatte sich bereits im Rover eingeschlossen.

»Mach auf, Vittorio! Laß mich auch in den Wagen!«

Hastig öffnete Vittorio Fabrici die Verriegelung, und Augenblicke später saß Franco Bertini schlotternd neben ihm.

Pasina wollte von der Silberfaust des Ex-Dämons nicht noch einmal getroffen werden. Er sprang deshalb hinter eine Säule. Mr. Silver wollte ihm folgen. Da hörte er hinter sich plötzlich heftiges Flügelschlagen.

Er drehte sich um.

Fledermäuse!

Groß, mit grauenerregenden Fratzen. Der Ex-Dämon zählte sie nicht, sondern reagierte sofort auf ihr Erscheinen.

Die geflügelten Blutsauger sausten auf den Hünen zu. Sie rissen ihre Mäuler auf und streckten ihm ihre Krallen entgegen.

Den ersten gelang es, ihm die Kleidung zu zerreißen, doch ehe sie ihn beißen konnten, schützte er sich mit magischer Silberstarre.

Der Ex-Dämon hieb die Biester mit Faustschlägen aus der Luft. Sie fielen auf den Boden, flatterten erschrocken, ihre Lederflügel klatschten.

Vladek Rodensky eilte dem Ex-Dämon zu Hilfe. Er hatte sich seine

Brille wiedergeholt und feuerte auf die flatternden Bestien. Mit jedem Schuß brachte er eine Fledermaus zum Absturz.

Als nur noch zwei übrig waren, ließ Mr. Silver den Brillenfabrikanten allein, denn er mußte sich um Alberto Pasina kümmern.

Pasina hetzte von Säule zu Säule. Das Schloß war groß, und der neue Vampir wollte sich irgendwo verstecken. Er war zu feige, um mit Mr. Silver zu kämpfen. Er wußte, daß er dabei den kürzeren gezogen hätte, deshalb hatte er die Absicht, sich zunächst zu verkriechen und bei günstiger Gelegenheit davonzustehlen.

Aber die Rechnung sollte nicht aufgehen.

Der Silberhüne jagte hinter ihm her.

Vladek Rodensky hatte noch drei Patronen im Magazin. Das hieß, daß er sich sogar einen Fehlschuß hätte erlauben können, doch das ließ sein Ehrgeiz nicht zu.

Jeder Schuß sollte ein Treffer sein.

Die fliegenden Ungeheuer griffen ihn an. Er zielte auf jenes, das um einen halben Meter vorne lag. Im genau richtigen Augenblick zog er den Stecher durch, und die Fledermaus überschlug sich und verging.

Monster Nummer zwei war schneller heran, als es Vladek berechnet hatte. Eine scharfe Kralle kratzte ihm die Wange auf. Er schrie auf, drehte sich und hackte mit der Mauser nach dem Biest.

Der Pistolenlauf traf den Rücken des Blutsaugers.

Das Tier drehte um und kam in Hüfthöhe heran, doch nun stimmte das Timing des Brillenfabrikanten wieder. Seine Mauser spie Feuer - und der Kampf war entschieden.

Auch Mr. Silver war erfolgreich.

Am Ende der Halle trieb der Ex-Dämon den Vampir in die Enge. Alberto Pasina war jede Fluchtmöglichkeit genommen. Er konnte sich nur noch ergeben - oder angreifen.

Mr. Silver wußte, daß sich der Blutsauger für letzteres entscheiden würde, und schon katapultierte sich ihm das Schattenwesen entgegen.

Keinen Millimeter wich der Ex-Dämon zurück, denn er war dem Vampir weit überlegen. Alberto Pasina ging Mr. Silver an die Silberkehle. Mit beiden Händen versuchte er den Hünen zu würgen, doch seine Kraft reichte nicht.

Sofort disponierte Pasina um.

Er ließ Mr. Silver los und wollte an diesem vorbeiflitzen. Da traf ihn ein Faustschlag.

Pasina brüllte auf.

Mit beiden Silberhänden griff der Hüne zu, und dann drehte er dem Vampir mit einem blitzschnellen Ruck das Gesicht auf den Rücken. Alberto Pasina sackte zusammen.

Der Kampf hatte auch für ihn ein Ende.

***

Und ich war hinter dem Urheber dieser gefährlichen Vampirseuche her. Seine fliegenden Komplizen schwirrten heran und versuchten ihn abzuschirmen. Der Fledermaus-Pulk hatte sich geteilt. Die meisten fliegenden Blutsauger kümmerten sich nicht um mich, aber einige griffen mich an. Ein Schlagen, Kreischen und Kratzen hüllte mich ein.

Ich konnte nichts sehen, nichts außer zuckenden Flügeln und graubraunen Fledermausleibern. Eines der Tiere biß mich in die Schulter.

Ich drehte mich, schlug auf das Biest ein, aber es ließ nicht los. Es trank mein Blut durch den Stoff. Nachdem ich zwei andere Fledermäuse mit dem Colt Diamondback abgeschossen hatte, packte ich das widerliche Biest. Meine Finger krallten sich in das Fell des Tiers. Es zuckte und zappelte, und ich zerrte es von meiner Schulter.

Der Schmerz war höllisch, aber ich schaffte es, schleuderte das Ungeheuer auf den Boden und vernichtete es mit einer Silberkugel.

Nachdem ich drei weitere Fledermäuse abgeschossen hatte, war der Weg frei, doch Conte Cassandrini war inzwischen verschwunden.

Wütend stieß ich den Colt in die Schulterhalfter und schrie Vickys Namen. Als sie mir antwortete, wußte ich, wohin ich laufen mußte. Über eine Steintreppe gelangte ich in den Keller des Schlosses.

Immer wieder rief ich Vicky, um sich zu orientieren.

Als ihre Stimme schrill wurde, krampfte sich mein Herz zusammen, denn ich wußte, daß Conte Cassandrini nun bei ihr war.

Atemlos jagte ich einen Gang entlang, wieder ein paar Stufen hinunter, immer tiefer hinab, dorthin, wo sie früher Gefangene eingesperrt und vergessen hatten.

Eine der Kerkertüren stand offen, und im nächsten Augenblick erschien der Blutgraf mit meiner Freundin.

Meine Kopfhaut spannte sich.

»Tony!« schrie Vicky, als sie mich sah. Angst und tiefes Erschrecken drückten ihre Augen aus.

In meinem Colt befand sich keine Kugel mehr, aber das konnte der Vampir nicht wissen. Ich bluffte, riß die Waffe aus der Halfter und legte auf Conte Cassandrini an.

»Laß das Mädchen los, Blutsauger!« schrie ich hart.

Der hagere Graf preßte Vicky Bonney an sich. »Wenn du schießt, triffst du sie!«

Rückwärtsgehend entfernte sich Marco Cassandrini. Ich ließ nur einen Moment verstreichen, dann folgte ich ihm.

Er zerrte Vicky Bonney über eine Treppe hinauf. Ich blieb dran. Meine Freundin war nicht zum erstenmal in einer so kritischen Situation, aber es wäre übertrieben gewesen, zu behaupten, daß sie solche Gefahren nicht mehr zu erschüttern vermochten.

Bleich wie der Vampir war sie, aber sie war noch kein

Schattenwesen. Dafür dankte ich dem Himmel.
Und jetzt sollte es Conte Cassandrini auch nicht mehr schaffen, eine Untote aus ihr zu machen.
Die beiden erreichten eine Tür. Cassandrini öffnete sie, zog sich mit Vicky zurück, gab der Tür einen Tritt und wollte sie abschließen, doch ehe ihm das gelang, rammte ich die Tür mit der blutenden Schulter auf.
Der Schmerz war entsetzlich, doch ich ertrug ihn für Vicky. Die Tür prallte gegen meine Freundin und den Blutsauger.
Vicky knickte ein. Ich sah, daß sie das absichtlich machte. Sie sackte so unverhofft nach unten, daß sie dem Griff des Blutsaugers entglitt. Conte Cassandrini riß sie nicht wieder hoch, sondern bewaffnete sich mit einem Schwert, das neben einem blanken Schild an der Wand hing. Damit drang er sofort auf mich ein.
Und ich konnte nicht auf ihn schießen!
Blitzschnell steckte ich den Diamondback weg. Der Vampir hatte meinen Bluff durchschaut, und nun ließ er mich tanzen. Hin und her mußte ich springen, und Cassandrini hieb immer wilder auf mich ein.
Vicky Bonney sprang auf. Sie hatte zwei Speere entdeckt, nahm beide von der Wand, warf mir einen zu und schleuderte den andern nach Marco Cassandrini.
Der Vampir wich Vickys Speer reaktionsschnell aus. Ich fing die andere Waffe auf, schleuderte sie jedoch nicht, sondern stach damit auf das Schattenwesen ein.
Der von Vicky Bonney geworfene Speer verfehlte den Blutsauger knapp und hackte mit der Metallspitze ein Loch in die Wand.
Ich traf den Untoten an der Hüfte, merkte, wie das Metall in seinen Körper drang. Das machte ihn rasend vor Wut. Kraftvoll führte er den nächsten Schwertstreich. Die Klinge traf den Speerschaft und hieb ihn wie ein Streichholz entzwei. Das Metall blieb in Cassandrinis Hüfte stecken.
Mir stand nur noch der Schaft als Waffe zur Verfügung. Und den setzte ich augenblicklich gegen den Vampir ein. Ehe er zum nächsten Schwertstreich ausholen konnte, setzte ich ihm das schlanke Holz in Herzhöhe an die Brust.
Er begriff die Gefahr, die ihm drohte, nicht sofort, und als sie ihm bewußt wurde, war es bereits zu spät, denn ich preßte ihm den Speerschaft in die Brust und traf damit sein dämonisches Herz.
Er brüllte entsetzt auf, ließ das Schwert fallen, griff mit beiden Händen nach dem aus seiner Brust ragenden Holz und wollte es sich herausziehen, doch es gelang ihm nicht.
Schlagartig verfiel er.
Vicky eilte zu mir. Ich legte meinen Arm um sie, und gemeinsam verfolgten wir, wie es mit dem Blutgrafen zu Ende ging.

Rom war um eine mitternächtliche Attraktion ärmer geworden…

Vicky Bonney seufzte erleichtert, und sie bedankte sich bei mir für die Hilfe, so, wie ich es am liebsten hatte.

Durch ein Ganglabyrinth kehrten wir zu Vladek Rodensky und Mr. Silver zurück, und währenddessen erzählte mir Vicky, wie Angela Giordo sie ausgetrickst hatte.

Es war nun unsere traurige Pflicht, den Verleger zu informieren. Es würde nicht leicht für ihn sein, die schreckliche Nachricht zu verkraften.

Außerdem mußten wir die beiden zitternden Jungen, die in Vladeks Wagen saßen, der Polizei übergeben und dafür sorgen, daß auch der tote Pfadfinder abgeholt wurde.

Die Nacht war für uns noch lange nicht zu Ende.

Dennoch war ich froh - daß ich Vicky Bonney wohlbehalten wiederhatte…

ENDE